

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Reich. 1940-1945 1942**

11 (15.3.1942)



30 PFENNIG

# DAS REICH

Nr. 11 JAHR 1942

DEUTSCHE WOCHENZEITUNG

BERLIN 15. MÄRZ

## STALIN SIEGT IN LONDON

### AUS DEM INHALT

REICHSMINISTER DR. GOEBBELS: Die schleichende Krise  
RUDOLF FISCHER: Babbitt und die Welt-herrschaft  
GERHART WEISE: Hinter der Sowjet-Front  
EMANUEL URBAS: Aus den Tagen des Hochmuts  
PAUL BAUMGARTEN: Zwischen Traum und Alltag  
HERBERT TICHY: Götrendes Indien  
ERNST SAMHABER: Neuwahlen in Argentinien  
JOACHIM W. FREYBURG: Es hat doch Freude gemacht  
MARIA BOY: Das Wort vom Brot  
FRANZ KLUGE: Die neue Ufa  
JEAN PAUL: Junger Tod  
EDUARD SPRANGER: Sind die Klassiker schwer?  
ILSE URBACH: Ein Wiedersehen  
GUNTHER THAER: Schicksalskräfte in der bannischen Kunst  
RUTH WESTERMANN: Die Flucht (Erzählung)

### James Grigg

Wier Kriegsmminister kamen und gingen in schneller Folge, nun ist als fünfter Sir James Grigg an der Reihe. Er empfing am Morgen seines Amtsantritts die Journalisten in einem schön gestreiftten Schlafrock und bemerkte bescheiden, er habe sich noch nicht von der eigenen Überraschung, daß er Kriegsmminister geworden sei, erholen können. Ein mittelgroßer, zur Leibesfülle neigender Pflücker mit kurzschneidigen dunklen Augen hinter großen Brillengläsern, gehörte er bisher zu denen, die hinter der Kulisse wirkten. Er war Beamter, nicht Parlamentarier. Minister wechselte, der Sekretär bleibt.

Der Knabe James besuchte die Schule in Bourne-mouth und war, laut Aussage seiner Kameraden, ein lebhafter, schwermütiger und händelsüchtiger Schüler, der nicht einmal dem Sport das vorgeschriebene Interesse abgewann. Über den Studenten James in Cambridge wird gleiches berichtet. 1913 machte er sein Beamtenexamen. 1915 wurde er Soldat, mit Saloniki als fast ständigem Aufenthaltsort und ohne daß seine Stammsrolle große Taten und Auszeichnungen vermehren könnte. 1921 aber wurde ihm, ähnlich wie Robert Vansittart im Außenamt, die Chance gegeben, sich als Erster Privatsekretär des Finanzministers unentgeltlich zu machen. Man war sich einig darüber, daß der Sekretär James den Knaben James nicht verleugnete, daß er ein störrischer und unbequemer Untergebener ist, der lieber nein als ja sagt, aber er überdauerte alle seine Chefs, zu denen auch Churchill zählte. Traten sie sich schon damals nahe, fühlten sie sich geistesverwandt? Grigg kletterte auf der Beamtenleiter nach oben.

Von 1930 ab hat er vier Jahre lang das Zoll- und Steueramt regiert, dann tat er durch fünf Jahre in Indien als Regierungsmitglied der Finanzabteilung an der Seite des Vizekönigs Außendienst, nicht ohne daß seine Finanzpolitik auf scharfen Widerspruch des indischen Kongresses stieß. Er richtete, so sagt man, auf indischen Boden die erste Munitionsfabrik ein. Wurde man deshalb in London auf seine kriegerischen Fähigkeiten aufmerksam? 1939 wird er nach England zurückberufen und übernimmt das ständige Sekretariat des obersten Posten im Kriegsministerium. Er sah die Kriegsmminister Horre Belisha, Stanley, Eden und Margesson von ihren Sesseln scheiden und blieb in dem seinen sitzen, bis aus dem Sekretär auf Churchills Wunsch über Nacht der Kriegsmminister wurde. In der traditionsgeheiligen Geschichte Englands, die dem Verwaltungsbeamten das übergeordnete parlamentarische Amt versagt, ein unerhörter Vorgang, der der „Times“ einen gequälten Stößeufsteiger entlockt hat.

Margesson mußte als Sündenbock gehen, weil er zu konservativ war und die Opposition unter Cripps seinen Kopf gefordert hatte. Aber als Sie James vor der Kullasse errichten, tat nicht nur er selbst, sondern auch die eng-



AM 19. GRÜNDUNGSTAG DER FASCHISTISCHEN MILIZ

Die Standarte eines siegreichen faschistischen Sturmabteilungsführers senkt sich vor dem Duce, der sie mit der Goldenen Tapferkeitsmedaille auszeichnet

## ENGLANDS KURZE DECKE

Während die englischen Zeitungen, dem Gesetz der Trägheit folgend, fortfahren, bolschewistische Siege zu melden, hat Cripps, der von den Verhältnissen in der Sowjet-Union mehr weiß als das britische Informationsministerium, in einer amerikanischen Zeitschrift festgestellt, daß die Sowjet-Regierung durch die Verluste an Menschen und Waffen sehr geschwächt sei, daß sie wegen des mangelhaften Verkehrswesens ihre Truppen nicht so schnell bewegen könne wie die Deutschen, und es daher auch nicht genüge, daß England und Amerika Stalin lediglich mit Material versorge. Gemeinsame Aktionen seien nun notwendig.

Damit hat Cripps das Ergebnis der bolschewistischen Winter-Offensive festgestellt. Stalin hat nichts gewonnen, sondern viele Menschen verloren. Er ist nicht stärker, sondern schwächer gewor-

den. England kann keine Hilfe von den Bolschewisten erwarten, sondern muß ihnen helfen, wenn Stalin sein Ziel, Europa eines Tages von Berlin aus zu regieren, erreichen will. Der Großsiegelbewahrer des britischen Empire, in dem manche amerikanischen Zeitungen schon den Nachfolger Churchills sehen, ist bereit, sich dafür stark zu machen, so schwach England selbst sich in diesem Augenblick fühlt.

Denn nach dem Fall von Rangun ist der englische Feldzug in Burma aus-sichtslos und damit auch die Hoffnung auf die Hilfe Tschiangkai-scheks zunichte geworden. Mit der Eroberung Javas und der Landung auf Neuguinea haben die Japaner neue Ausgangsstellungen gewonnen. Der Indische Ozean ist frei für die Operationen der japanischen Flotte. In einem breiten Fächer entfaltet sich der japanische Vormarsch von den To-

ren Indiens bis zu den Küsten Australiens. Damit ist das ganze Macht-System des Britischen Reiches aus dem Gleichgewicht geraten. Was bedeutet in dieser Lage der Ruf nach einer großen und schnellen Offensive und nach dem einheitlichen Plan, der endlich von den verschiedenen Kriegsräten in London und Washington ausgearbeitet werden müßte? Die Decke ist überall zu kurz geworden. Will man Stalin unterstützen, so muß man die Australier ebenso im Stich lassen wie die Holländer auf Java, und die Flugzeuge, die man dem neuernannten Oberbefehlshaber Alexander nach Burma schickt, können eines Tages in Afrika oder in England selber fehlen, um ganz zu schweigen von den Schiffen.

So ist verständlich, wenn bisher nur der Angriff gegen Churchill vorwärtsgekommen ist und Stalin in den englischen Fabrik-Klubs über Bevin gesiegt hat.

sich duldet, die wie Brandon-Bracken und Grigg, trotz ihrer vielgerühmten Robustheit, seine Oberhoheit nicht antasten? Schon muß er hören, daß viele lieber den geschlagenen und dennoch glorifizierten General Wavell auf dem Posten des Verteidigungsministers sehen würden. Neue Besen kehren nicht immer gut. Wird Sir James den Reformator spielen können?

Von dem neuen Kriegsmminister erwartet das englische Volk sehr viel, und es will nicht enttäuscht werden: so ertönt es im Unterhaus und im Radio, wir müssen Deutschland bei der Gargel packen und wollen damit nicht erst 1943 oder 44, sondern schon 1942 beginnen. Was tat der neue Kriegsmminister zuerst? Er erließ eine Instruktion, in der es heißt:

alle diejenigen, die verantwortungsvolle und autoritative Stellungen in der Armee inne-hätten, müßten über einen gewissen Grad physischer Eignung und Energie, geistiger Bereitschaft und militärischen Könnens verfügen. Offiziere, die „langsam oder nervös überreizt“ sind oder über kein „taugliches Temperament“ verfügen, sollen ausgemerzt werden. Es werden also Köpfe rollen. Trotz dieser Instruktion aber dürfte Grigg nicht der letzte englische Kriegsmminister in diesem Krieg gewesen sein. Vorläufig hat nur seine Frau Vorteil vom neuen Amt: sie war die Privatsekretärin des früheren Kriegsministers Margesson; nun ihr Mann selbst Kriegsmminister ist, kann sie die Schreibmaschine verlassen.

### Die schleichende Krise

Von Reichsminister Dr. Goebbels

Man bedarf keiner besonderen Sehens-gabe mehr, um festzustellen, daß Groß-britannien sich augenblicklich in einer, um nicht zu sagen in der entscheidenden Krise seines geschichtlichen Bestandes befindet. Und zwar ist diese Krise sowohl nach innen wie nach außen gerichtet, und es beweist gar nichts gegen ihr Vorhandensein oder die in ihr liegenden Gefahren, daß die Engländer sie zur Zeit noch nicht wahr haben wollen oder daß sie selbst sich in langgezogenen Intervallen abwickelt. Wir haben schon öfter betont, daß Weltreiche, wie sie ihre Zeit zum Aufbau benötigen, auch einer entsprechenden Zeit zum Abbau bedürfen. Das geht weder in Wochen noch in Monaten, und man kann, geschichtlich gesehen, das rasende Tempo eines solchen Niederrucks nur erkennen, wenn man seine verschiedenen Stadien in Zwischenräumen von Jahren oder gar Jahrzehnten miteinander vergleicht. Daß die davon Betroffenen einen solchen Prozeß nicht sehen wollen, ist eher ein Beweis dafür als dagegen, daß er vorhanden ist. Ihre Ahnungslosigkeit läßt nur die etwa noch zur Verfügung stehenden Widerstandskräfte und beschleunigt somit eine Entwicklung, die in ihrer unheimlichen historischen Folgerichtigkeit wahrhaft betäubend wirkt.

Man bedenke: Im September 1939 er-klärt England Deutschland den Krieg, weil es verhindern will, daß die deutsche Stadt Danzig in den Verband des Mutterlandes zurückkehrt und Polen dem Reich eine Autobahn durch den Korridor zugesteht. Heute muß die britische Regierung dem englischen Volke klarmachen, daß Großbritannien in seiner Todesnot Hilfe nur noch von den USA, und der Sowjetunion erwarten dürfe, daß es seine Positionen in Ostasien zwangsläufig aufgeben müsse, daß nach dem Kriege ein britisches Empire, wie es vor dem Kriege existierte, nicht wiederkehren werde, daß man allen Grund habe, um den Besitz Indiens zu zittern, ja, daß irgend etwas, gleichgültig was, geschehen müsse, um dem lähmenden Pessimismus, von dem die britische Öffentlichkeit befallen sei, zu steuern. Vor einigen Tagen schrieb eine Londoner Zeitschrift, die gewissermaßen als ein Barometer der Stimmung in England angesehen werden kann, auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens seien jetzt dunkle Tage für Groß-britannien angebrochen. Nicht nur, daß es viel zu viel Nachrichten gebe, sondern vor allem, daß die meisten dieser Nachrichten für England auch noch ungünstig seien. Nur mit Philosophie könne man sich noch helfen und mit der Hoffnung, daß die schlechten Zeiten auch einmal ein Ende nähren. Es habe noch keinen Fall gegeben, in dem es nicht zum Schluß doch aufgehört habe zu regnen.

So denkt heute England. Man wird uns zugeben, daß eine solche Haltung gerade diejenige ist, in der man ein Volk allzu leicht geneigt findet, eine Position seiner Weltmachtstellung nach der anderen aufzugeben und sich mit Philosophie über die erlittenen Verluste hinwegzu-trösten. Das ist die Resignation, die zum Verzicht auf laufenden Band führt und zum Schluß bei der Katastrophe endet. Wir wiederholen noch einmal, daß man diesen Prozeß nicht mit der Elle messen kann. Aber er vollzieht sich wie alle großen geschichtlichen Niedergangs-erscheinungen mit einer unheimlichen Konsequenz. Man hört hin und wieder, wie es im Gebälk des einst so stolzen Gebäudes knirscht, wie hier oder da ein Stück abbröckelt oder herunterfällt, wie dann wieder eine verhältnismäßig lange Periode scheinbarer Ruhe eintritt, um dann erneut einer Periode bestürzender Einbrüche Platz zu machen.

Die Widerstandskraft eines Lebenswesens — und auch ein Staat ist ja ein solches — dauert um so länger an, je mehr Zeit verbraucht worden ist, es auf den Höhepunkt seiner Widerstandskraft zu führen.



Aber auch der Zusammenbruch nimmt, hat er einmal begonnen, in sich wieder an Tempo zu. Wenn ein Mensch vom Tode gezeichnet ist, etwa dadurch, daß innere Organe so zerstört sind, daß er nur noch durch künstliche Behelfsmittel am Leben erhalten werden kann, dann braucht er deshalb nicht gleich heute oder morgen zu sterben. Das dauert manchmal noch wochen- oder monatelang. In dieser Zeit erlebt der Beobachter an ihm die mannigfaltigsten Perioden eines ewigen Auf und Ab in seinem Kampf mit dem Tode. Am allerwenigsten aber will der Kranke selbst glauben, daß es für ihn keine Rettung mehr gibt. Er sucht sich mit den albernsten Ausreden über den Ernst seines Zustandes hinwegzusetzen und glaubt, durch besonders forschendes Aufbegehren dem Tode ein Schnippchen schlagen zu können. Vielleicht auch hofft er, wie jene Londoner Zeitschrift, sich mit Philosophie helfen zu müssen, etwa derart, daß auf schlechte Zeiten auch wieder gute folgen werden, und ähnliches. Unterdes aber setzt die Krankheit unerbittlich ihr nagendes Zerstörungswerk fort, und eines Tages kommt dann die bittere Stunde, vor der es kein Entrinnen mehr gibt, in der alle eillen Hoffnungen und Selbsttäuschungen ein Ende finden und der Todgeweihte seinem erbarmungslosen Schicksal allein und wehrlos gegenübersteht.

Wir sind nicht leichtfertig mit Prophezeiungen und schmeicheln uns, an dieser Stelle während des ganzen Krieges noch nie eine solche aufgestellt zu haben, die durch die Entwicklung widerlegt worden wäre. Auf die Gefahr hin, daß die hier ausgesprochenen weder in einigen Wochen noch in einigen Monaten ihre Verwirklichung findet, halten wir an der These fest, daß das englische Weltreich sich heute in einem tödlichen Ringen um seinen Bestand befindet, daß die Dämmerung über dem Empire einer schleichen- den Krise gleicht, die mehr chronischen als akuten Charakters ist, daß diese mehr und mehr zu in immer kürzeren Zwischenräumen auftretenden Ohnmachtsanfällen führen wird, um dann in einer erschütternden Erschütterung ihren katastrophalen Ausbruch zu finden.

Man verfolge die Rückzugstapen des von den britischen Propagandisten zu einem neuen Napoleon hochgelobten Generals Wavell, um die Unglücksstationen des britischen Empires mühselos nachzuzeichnen. Es ist ein weiter Weg von Bengasi nach Kalkutta, und es verschlägt einem fast den Atem, wenn man beobachtet, daß die offizielle öffentliche Meinung in England dem General der ewigen Niederlagen auch noch diesen Weg mit den Blumen der Resignation bestreut. Wie lange wird es noch dauern, so fragt man sich heute vielfach im neutralen Ausland, bis Mr. Churchill seinem Volke klarmachen muß, daß die Lage in Australien oder in Indien zwar ernst, aber nicht hoffnungslos sei, um dann im Unterhaus zu gestehen, man habe das eine oder das andere oder gar beides verloren, aber man hoffe auf das Jahr 1945, um es den Achsenmächten heimzuzahlen. Handelt es sich nicht auch der Kranke, der sich von Krise zu Krise durchzumogeln versucht, um dann eines Tages sein Haupt zu neigen und zu sterben?

Man macht in London viel Aufhebens davon, daß durch den letzten Kabinettsaumbau — der wievielfache war es eigentlich, und mit welchen Vorschüfflichkeiten hat man nicht jeden bedacht! — frisches Blut in die Regierung gekommen sei. Man werde jetzt offensiv vorgehen und den Feind schlagen, wo man ihn treffe, Vorläufig hat man nur ein reichlich abenteuerliches Fallschirmunternehmen winzigsten Ausmaßes im besetzten Frankreich gewagt, das schon nach zwei Stunden abgebrochen werden mußte, und den Bürgern von Paris seine Sympathie durch Abwerfen von Bomben bekundet, denen über 600 Franzosen ihr Leben opfern mußten, um sich im Tode noch vom zynischen Hohn der ehemaligen Bundesgenossen beschützen zu lassen. Für die Kriegführung selbst ist das erklärlicherweise ohne jeden Belang. Aber der Kranke muß Leben und Initiative vertauschen, damit man nicht den Glauben an seine Widerstandskraft verliert.

In London hat man Mr. Cripps ins Kabinett gerufen. Er soll, wie man sagt, die Tüchtführung mit den arbeitenden Massen wiederherstellen. Wir Deutschen kennen ein ähnliches Experiment aus dem Weltkrieg, wo man auch bei uns versuchte, die langsam ins Wanken kommende bürgerliche Front durch Hereinnahme marxistisch-bolschewistischer Kräfte zu stützen. Die deutsche Nation hat diesen Versuch sehr teuer bezahlen müssen. Damals befanden wir uns in dieser schleichenden Krise, die langsam aber sicher ihrem tragischen Höhepunkte zueilte, um dann in einer grauenhaften Katastrophe ihren Ausbruch zu finden. Wir beobachteten mit einiger Verblüffung, wie Mr. Cripps die revolutionären Elemente in den Slums mobil macht, wie sich die chaotischen Kräfte einer zunehmenden Bolschewisierung hinter seinem Rücken und in seinem Schutz in Reih und Glied aufstellen mit der ausgesprochenen Absicht, eines Tages zu marschieren. Im

Kriege geht eine solche Entwicklung meistens viel schneller vor sich als in normalen Zeiten. Der Haß ist auch in der Politik immer nur ein schlechter Ratgeber; und wenn die britische Plutokratie uns den Bolschewismus an den Hals wünscht, weil sie anders keine Möglichkeit sieht, uns zu treffen, so mag sie zugehen, daß sie nicht selbst von dem Gespenst, das sie über uns heraufzubeschwören versucht, gefressen wird.

Es ist nicht unsere Sache, um das britische Empire besorgt zu sein. Aber wären wir heute Engländer, wir würden keine ruhige Minute mehr haben. Nur mit Bestürzung würden wir die dummen und albernsten Entschuldigungen zu Gehör nehmen, mit denen Mr. Churchill die niederschmetternden Verluste des Weltreichs zu bagatellisieren versucht. Wir würden es in dieser bedrohlichen Situation für angebracht halten, nicht zu schweigen, sondern zu rufen, zu schreiben, daß das britische Empire in Todeszuckungen liegt und man wenigstens versuchen müsse, zu retten, was überhaupt noch zu retten ist.

Aber wie gesagt, wir fühlen dazu keine Veranlassung, weil es nicht unseres Amtes ist. Wir stellen nur Tatsachen fest. So tragisch ein solcher Prozeß, geschichtlich gesehen, anmuten mag, er ist notwendig und unvermeidlich. Es wäre ganz zwecklos, ihm entgegenwirken zu wollen. Mr. Churchill hat sich im Namen Englands entschieden, als er trotz günstigster deutscher Angebote dem Reich wegen Danzigs den Krieg erklärte in der Hoffnung, wir würden in uns zusammenbrechen. Er hat sich im Namen Englands entschieden, als er die vom Führer sowohl nach dem Polenfeldzug wie nach der Westoffensive beschwörend ausgestreckte Friedenshand zynisch zurückwies. Da hat er das britische Weltreich, das gar nicht in Frage gestellt war und deshalb vollkommen außerhalb des großen Kräftespiels bleiben konnte, in die Wagschale der Entscheidung geworfen, und nun wird er es verlieren. Das Schicksal, von ihm angerufen, nimmt seinen Lauf.

Wir bemühen uns, von dieser Stelle aus die Dinge von erhöhter Warte zu

sehen. Wir beschreiben nicht das, was gestern war oder was morgen kommen wird; wir suchen den Dingen auf den Grund zu gehen und in den erregenden und vielfach auch schmerzvollen Vorgängen unserer Zeit einen tieferen Sinn zu erkennen. Politik und Kriegführung sind werdende Geschichte. Auch historische Epochen haben ihren Anfang und ihren Schluß. Steht man mitten in ihrem Ablauf, dann ist es schwer, festzustellen, wo sie beginnen und wo sie enden werden. Das Schicksal geht nicht nur gerade, sondern auch krumme Wege. Aber alle führen sie zum Ziel. Im September 1939 haben wir den Marsch in die dunkle Ungewißheit angetreten. Damals wußte noch niemand, wohin die Reise geht. Heute sehen wir bereits Licht am Horizont. Die Krankheit unserer Feinde ist unsere eigene Gesundheit. Was sie uns zugebracht haben, daran werden sie selbst zugrundegehen. Große Zeiten liegen hinter uns, größere liegen vor uns.

Nehmen wir unser Heft in beide Hände und schreiben wir der lockenden Zukunft mutig entgegen.

## Babbitt und die Weltherrschaft

Von Rudolf Fischer

Die Krise geht tiefer. Es handelt sich nicht mehr allein darum, ob Churchill noch der rechte Mann sei oder ein anderer besser. Der Einbruch der Japaner, die Schatten über Indien und die Not an Schiffen haben die Zweifel am gesamten britischen Weltssystem hervorgerufen. Diese Sorgen hätten weniger scharfe Konturen, wenn die Neu-Weltreicher, die Yankees, nicht bei ihrem Debüt so blamabel und gründlich durchgefallen wären. Sie haben daran zu zweifeln begonnen, daß der liebe Gott sich künftig nur um sie und ihr strahlendes Wohlergehen kümmern und die übrige Welt in schlechter Beleuchtung auch existieren lassen wird. Hier wird die Sache interessant.

Das ist indes erst der Anfang, was die Enttäuschung der Yankees anlangt, denn sie haben noch eine lange Reihe von jenen moralischen Belastungen und Prüfungen auszuhalten, welche die Geschichte in so reicher Zahl schon über die Völker der alten Welt ausgestreut hat. Das beginnt sie jetzt zu ahnen. Und das ist für einen Geist wie den ihren schon eine ganz nette Krise. In dem gleichen Maße, in dem sie unsere Verhältnisse mickrig, müßig und hoffnungslos verwickelt fanden, schienen ihnen ihre großzügig, voll kaum zu ahnender Entwicklungsmöglichkeiten und voller Recht auf die Führung der Welt. Ihre Rolle im letzten Krieg, ihre Uebermacht als Gläubiger einer goldgläubigen Welt waren für sie die Probe, aufs Exempel. Da überdies ein mit humanistischen Vorstellungen belastetes Europa aus Zweifel an sich selbst den Vereinigten Staaten teils die Stellung des persischen Großkönigs, teils der Römer gegen das kleine zerrissene Griechenland (des Europa) zuschrieb und die Infantilität der Fließbandgehirne für Jugendlichkeit hielt, gab es auf der ganzen Welt nur wenig Leute, die Einwendungen hätten machen können. Und die behielten sie für sich.

Daß Gott Großes mit ihnen vorhatte, war auch dadurch rechtskräftig bewiesen, daß es ein britisches Weltreich gab. Die Welt als Kuchenblech, die platte Normierung der Erde von einem Ende bis zum anderen und wenn möglich ein bißchen darüber hinaus, mußte ein amerikanisches Ideal sein; und in dem, was Churchill, wenn er locken will, die „englisch sprechende Welt“ nennt, war anerkanntermaßen ein Tummelplatz für das vorgearbeitete, was die Yankees von sich selber hielten, wie er angemessener nicht gedacht werden konnte. Die Engländer waren schon das letztemal nicht insofern gewesen, ihr Empire ohne den großen Produktionsapparat der Staaten aus dem Feuer zu reißen. Nach dieser ersten Probe, welche die Union enorm in ihrer eigenen Wertschätzung vorwärts brachte, begann zudem die britische Produktion in den veränderten Weltmaßstäben absolut wie im Verhältnis zu anderen Mächten ständig zu sinken. Es blieb seither ein Bestandteil des weltpolitischen Bewußtseins, daß der Zeitpunkt kommen mußte, an dem die Kräfte des britischen Mutterlandes für ein durch den letzten Krieg so stark ver-

ändertes Empire nicht mehr ausreichen würden. Möglicherweise würde man am Beginn dieses Krieges in Washington von dem Gefühl beschlichen werden, daß weder England noch die Vereinigten Staaten schon so weit waren, ebenso sicher ist aber, daß zu der bis an den Wahnsinn streifenden Kriegshetze der Angst der führenden Clques den Hauptbeitrag geliefert hat, es könnte England sich friedlich mit Europa ausgleichen und jene Reihe von Kriegen unterbrochen werden, in denen von Mal zu Mal mehr und sicherer Großbritannien mit seinem Weltbesitz in die Arme der Vereinigten Staaten sinken mußte, die ihrerseits mit bequemer Hilfeleistung sich beteiligten, aber das Schwert nur für den kurzen Augenblick der Entscheidung zogen.

Keine allgemeine nationale Not, die den Genius befähigt und die Völker zu großen moralischen Leistungen befähigt, keine ernsthafte Gefahr, sondern die Flucht Roosevelts aus dem inneren Bedacht, die blinde Rücksicht der Juden, die nackte Gier der Dollarsnappens und die kindliche Großmännlichkeit einer verwöhnten Menge haben das Volk der Union in den Krieg geführt. Das ist ein schlechter Start für eine Weltherrschaft, weil der Krieg jetzt den ganzen Berg von Lasten jeder Art, von der sozialen Enge bis zum Kreuze streckenden Steuerdruck, auf die ahnungslose Herde der Babbitts wälzen wird, jenen vertrauten Berg, mit dem wir Europa uns schon eine geraume Geschichtsstunde abschleppen. Das muß geübt sein.

Man braucht nur das Kollegium anzusehen, welches das Land in den Krieg geführt hat, um die Triebkräfte und die Geistesart in der Hand zu haben. Da ist zunächst dieser Roosevelt, ein Sammler von Easeln, mit seiner Mentalität einer amerikanischen Hinterhaussekte, den die Juden, die sein Gehirn kneten, zu ihrem eigenen Verhängnis für ein ausgezeichnetes Instrument ihrer Rachsucht halten. Nach Art und Herkunft dieselben Juden, die mit ihren Analysen und Ratschlägen, seit die Politik nicht mehr in erster Linie in den Formen des Geldes vor sich geht, so schwerlich Schiffsbruch erlitten haben. An ihrer Spitze der Finanzminister, welcher der Morgenhau der Judendämmerung in Amerika sein wird. Es folgt die Schar der Erzeugel des Hochkapitalismus, an ihrer Spitze Hull und Stimson, alte Finanzhais, die vom alten Raubhandwerk weiter träumen, Geisse, starr wie der Tod und hart wie Mumien, deren größte weltpolitische Erfahrung der letzte Krieg ist, der ein so großes Geschäft war. Es ist nicht schwer, sich die Vorstellung zu vergegenwärtigen, mit der die vorerfahrene Schar in diesen Handel hineingeraten ist, den sie für ein Geschäft hielt.

Die Vereinigten Staaten leiden nicht unter der Sorge, die beinahe alle europäischen Staaten und auch Japan so sehr drückt, daß sie nämlich für ihre Staatsbürger nicht mehr genug Raum und Nahrung haben. Sie sind ein Einwanderungsland, das gemessen an Europa, noch vielen Millionen eine ausreichende Herberge geben könnte. Wenn es

gleichwohl Millionen Arbeitslose gibt, so liegt das nur daran, daß die Regierungs- und Verwaltungsmaschine nicht in Ordnung, die Regierung unfähig ist.

Die Entwicklungsmöglichkeiten, die sich für echte Regenten in den Vereinigten Staaten bieten, liegen also fast ausschließlich im Innern. Der Griff nach Südamerika zeigt das deutlich. Die Vereinigten Staaten sind in der Handelspolitik die Konkurrenten fast aller südamerikanischen Staaten, die aber ihrerseits darauf angewiesen sind, zu exportieren, wenn sie leben wollen. Washington mußte 10 % dazu zahlen, um überhaupt nach Südamerika exportieren zu können. Wenn Südamerika als Besitz der Vereinigten Staaten rentabel oder auch nur zu halten sein sollte, müßte die übrige Welt sich zugunsten Washingtons beteiligen, indem sie für die Erzeugnisse Südamerikas ihre Märkte öffnet. Ein anderes Beispiel: Man weiß — und die Engländer haben es eingestanden —, daß die Hauptkräfte des Empire in dem Mangel an Menschen bestand. Es gab keine britischen Auswanderer mehr. Selbst Arbeitslose konnte man nicht mehr hinauslocken, weil sie nicht mehr die Kraft haben, sich als erste Kolonistengeneration zu opfern, weil sie sich aber auch als Farmer und Unternehmer gegen die großkapitalistischen Wirtschaftsformen nicht zu halten vermögen.

Diese zwei Hinweise genügen, deutlich zu machen, daß dem Ausfall der Vereinigten Staaten in eine Politik der Weltherrschaft keine allgemeine nationale Not, keine Idee, nicht einmal ein Sendungsbewußtsein, sondern die Vorstellung von einem letzten riesenhaften Raubzug des freibestendenden Kapitals zugrunde liegt, das inzwischen das ganze Gold der Welt unter seinen Klauen gesammelt hat. Die Weltgeschichte besteht aber mehr aus Blut als aus Gold. Es handelt sich nicht darum eine Firma, einen Käselaus zu übernehmen oder jemandem abzusagen und in eine Kettengesellschaft einzugliedern. Die Weltgeschichte hat es anders vorgehabt.

Während die kapitalistischen Geier vom Kapital von Washington in die Runde sehen und von einer ungeheuren Beute träumen, hat der Minister Selmer britischen Majestät Amery, der letzte echte Konservative im Kabinett, vor den Studenten in Oxford eine melancholische Feststellung gemacht, welche mehr ist als ein Eingeständnis, nämlich die Wehrheit. Er hat von den Jugendzeiten des freibestendenden Kapitals gesprochen, das mit Recht in einer großräumigen und schier unerschöpflichen Welt eine Mission für sich in Anspruch nehmen konnte: die Erschließung der Welt. Auf diese Weise entstand das Empire mehr, als daß es mit weithin zielenden Absichten gemacht wurde. Das Geschenk einer günstigen Weltstunde war die bei Trafalgar errungene Herrschaft über alle Meere. Die Erde als Ganzes konnte in dieser Zeit und unter diesen Umständen noch absolutistisch von England regiert werden. Aber diese feudale Epoche der Weltordnung geht jetzt zu Ende. Die Kräfte, die sie zerstören, sind genau so wenig einseitig und mit Absicht zu lenken, wie jene Entwicklung, welche die Bildung des englischen Weltreiches begünstigte. Amery sprach sogar von einer Revolution in der Welt, ein Vorgang, der für ihn voller Dämonen, für uns aber voll natürlicher Urkräfte und elementarer Ausbrüche ist. Wenn aber das Wort Revolution, wie es Amery gebrauchte, im Munde eines Tory-Demokraten einen Sinn haben soll, so kann es doch nur bedeuten, daß dieses Elementarereignis aus der politischen Natur kommt — und das ist der Demos.

Die Völker sind es, welche die Weltrevolution machen. Die Völker sind es, welche die Weltentwicklung vorwärtstreiben und die künftige „Erschließung der Welt“ in die Hand genommen haben. Sie bilden die Kraftkerne für neue Autarkie, mit der Weltbildung ihrer näheren Umwelt beschäftigte Gebilde. Und die künftige Weltordnung wird darin bestehen, zwischen diesen in sich an wohl fundierten Erscheinungen ein Gleichgewicht herzustellen. Es wird nicht mehr ein Volk über alle Meere und ein Volk über alle noch verfügbaren und noch entwicklungsfähigen Räume verfügen, sondern mehrere werden sich nebeneinander einrichten müssen.

Just als die Geier zum größten Raubzug aufzulegen wollten, wandelte sich das Zeitalter und der Weltgeist, um die Entwicklung der Menschen besorgt, floh zu den Völkern. Die Welt demokratisiert sich gegen die Verteidiger der Demokratie! Das ist das Urteil der Geschichte.

### Letzte Hose

**how** Der unmittelbare Nutzen einer Hose darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden; sie wärmt, solange sich keine Löcher in ihr befinden. Ihr ästhetischer Wert liegt darin, daß sie, wenn straff gebügelt, auch einem schlecht gewachsenen Inhalt einen Zug zum Senkrechten und damit Großen verleiht. Wichtiger aber als alles dies ist ihre metaphorische Vielseitigkeit, die der telam Mann allerdings nur mit Bedacht ausschöpfen wird.

So wird er sich terminologisch nicht der Hose bedienen, wenn er ausdrücken will, daß die Amerikaner von schweren Sorgen erfüllt sind. Hätten sie statt dessen in diesem Kriege die Hosen an, so wären sie nicht genötigt, künftighin „Siegeszüge“ zu tragen, deren Merkmal im Fehlen der sonst gewohnten zweiten Hose besteht. Aber auch die noch verbleibende Hose, die letzte Hose, die sie schmücken wird, darf keinen Umschlag mehr haben. Jene Elarichtung, die gleich der Beilite in den Gardinen einen strammen Sitz gewährleistet. Mag sein, daß der Umschlag sich auch deshalb erübrigt, weil das Strammziehen der amerikanischen Hosen zur Zeit von anderer Seite wahrgenommen wird.

Die Notwendigkeit, sich der Beinkleider zu entledigen, kann erfahrungsgemäß in sehr verschiedenen Lebenslagen akut werden. Eingedenk aber unseres Vorsatzes, aus etwas anrüchigen Sache lediglich den Symbolehalt zu destillieren, verweisen wir darauf, daß der Schrei aus Männerkehlen „Hosen runter!“ im Skatispiel eine Art politischer Bedeutung besitzt; der so Angesprochene hat durch Offenlegen seiner Karten zu beweisen, daß er nicht geschlagen werden kann bei dem Vorsatz, keinen Stich zu machen.

### Kampf mit dem Engel

**eb** Als vor 25 Jahren im Hyde Park eine von Jakob Epstein geschaffene Plastik „Heiligtum der Vögel“ aufgestellt wurde, schrieb ein Kritiker: „Wenn das unsere Kunst, wenn das unsere Zukunft sein soll, weiß ich, wohin sie führt — in die Hölle.“ Für Epstein, der es inzwischen zum Ruhm des größten englischen Bildhauers gebracht hat, glich diese Prophezeiung nicht in Erfüllung. Im Gegenteil, er zeigt jetzt in der Londoner Leicester Galerie ein neues Werk: „Jakob und der Engel.“ Die der sieben Meter hohen Alabastergruppe zugrunde liegende Szene kann man im ersten Buch Moses nachlesen, wo geschrieben steht, daß Jakob, als er mit reicher Beute Mesopotamien verließ, einen Kampf mit einem Engel zu bestehen hatte. Jakob rutschte dabei zwar die Hüfte aus, blieb aber Sieger. Epsteins Jakob sieht aus, als habe er sich beide Hüften ausgerenkt, seine Arme hängen schlaff herunter, sein krauses Haar ist wirr, der Kopf misamt der Nase abwärts gebogen. Der Engel, der kraftvoll und germanisch dargestellt ist, macht die Absicht des Werkes noch deutlicher, das Judentum in seinem augenblicklichen Kampf zu zeigen — mit ausgerenkten Hüften, aber mit Siegeschmoken. Dafür bürgt Epsteins Alabastergruppe.

### Dschungelschlacht

**hs** Frei nach Kipling schimmerte der Dschungel im Sonnenlicht. Die englische Armee, dabei der General Gordon Bennett mit seinen Australiern, stand bereit. Jeder Soldat, jeder Schanzarbeiter fühlte sich dem Gegner überlegen. Die Tanks fielen, eine große Panzerschlacht zu schlagen; die schweren Kanonen waren geladen, um den Aufmarsch der gegnerischen Artillerie zu zerrüttern. Mußte der gegnerische Plan nicht gelingen, die feindliche Front in dem Augenblick zu durchstoßen, wo die Japaner um ihre Feldküchen saßen und nicht bedachten, daß die Engländer so kühn und schnell sein könnten?

Welche Ueberraschung! Gordon Bennett traute seinen Augen nicht: die Japaner kamen nicht mit Tanks und schwerer Artillerie, auf Fahrrädern blitzten sie durch den Dschungel, und leicht transportable kleine Mörser waren ihre einzige artilleristische Bedeckung. Auch machten sie keine Mittagspause, sondern aßen aus ihren Reisbütteln während des Marches. Wie hätte also die englische Armee ihren Kriegspfad durchführen können? Da ihrem Führer nichts Besseres einfiel, wurde zum Rückzug geblasen, und Gordon Bennett ruhte nicht, bis er auf einer Dechunke den Heimathafen erreichte.

Nach den Angaben dieses Generals muß es so und nicht anders in Malaya zugegangen sein. Denn so lautete sein nachträglicher Kriegsbericht: „Jeder von uns war sehr Japaner ebenbürtig, aber wir unterschätzten die Einfachheit ihrer Methoden, während wir ein kompliziertes System bevorzugten. Die Japaner fuhren auf Fahrrädern und besaßen nicht einmal schwere Artillerie.“ Ja, so schloß er tiefinnig, „die einzige Artillerie, die sie besaßen, war praktisch die, die sie unseren Streitkräften wegnahm.“

Hauptkreditgeber Dr. Eugen Mühlner, Berlin. — Zur Zeit gilt für die Abzogen Preisliste Nr. 1. — DAS RECHT: Einmal durch die Post monatlich 1 Mark 30 pfennig 4 Pfennig Zuzahlung, im Monatspreis sind 3 3/4 Pfennig Postgebühren eingeschlossen. Durch den Reich- und Zeitungsverkehrsmittel zusätzlich monatlichen Zuzahlung (bei Abzogen 3 Pfennig Beförderungsgebühren im Postsendung) Copyright 1941 by Deutscher Verlag Berlin Druck und Verlag: Deutscher Verlag, Berlin SW 44



AHASVER TRIFFT WAVELL

„Nu — Herr Generalleben — auch wieder unterwegs!“



# HINTER DER SOWJET-FRONT

Wie sieht es in Moskau aus? / Von Gerhart Weise

Die Auslandskorrespondenten in Moskau gehören zu den Stachanow-Arbeitern der Sowjet-Union. Ihr Posten ist ein Himmelfahrtskommando. Von den Dingen, die in diesem Land vorgehen, soll nach Möglichkeit nichts in die Außenwelt dringen. Jede Andeutung, jede Färbung, jedes Umgehungsmanöver der offenkundig universalen Lasterverbotener Themen wird mit dem Rotstift liquidiert. So bleibt von den Reportagen und Untersuchungen der fremden Journalisten so gut wie nichts als ein flaches Feuilleton übrig, in dessen Verworrenheit mit dem größten Blick die verständliche Liebe offenbart, mit der die Moskauer Zensoren am Leben hängen. Wenn nun versucht werden soll, aus verstreuten Nebensätzen und harmlosen Randbemerkungen, aus beinahe wie Chiffren wirkenden Klauseln und dunklen Formulierungen, aus journalistischen Splittern, die die Zensoren überlassen, einige wirklichkeitsgetreue Skizzen vom sowjetischen Kriegsaltag im letzten Monat zu rekonstruieren, so geschieht es mit Vorbehalt. Man erhält kein Bild von photographischer Vollständigkeit. Vielleicht kommt dabei nicht viel mehr als eine wunderliche Folge kraus hingekritzelter Impressionen zutage. Immerhin, die Bemühung ergibt einige Perspektiven, etwas Atmosphäre, ein paar neue Aufschlüsse und auch dieses oder jenes Symptom.

## Frauen, Schützengräben, Barrikaden

Moskau liegt noch immer dicht hinter der Front, und die Reflexe der Kämpfe, Lärm, Gerüche von Leder und Waffen, die gedämpfte Erregung im stumpfen Klang aneinanderschlagender Metalle, verwundene Kammern und tags und nachts und wieder tags das Schreien und Hufgetöse von vorbeiziehenden Panzern, das alles alles erzeugt eine flackernde, etwas abenteuerliche Stimmung. In den Vorstädten schaukeln Frauen allen Alters, in große Koptücher gewickelt, immer neue Schützengräben aus. Viele haben brüchiges Schuhwerk und mühsam trotz der Kälte mit bloßen Händen arbeiten. Sie schleppen Holzstämme und Steine und stapeln sie zu Barrikaden. Einige Frauen sind Sträflinge, der andere Teil arbeitet „freiwillig“. In der Nähe der schwebenden, scharrenden Kolonnen stehen Posten mit umgehängten Karabinern gegen den lauten Himmel. Bisweilen sieht man eine Rotarmisten- oder GPU-Uniform. Die meisten Posten sind in Zivil. Sie haben die Hände in den Taschen vergraben und trotzen einander auf und ab. Die Gewehre pendeln über ihren Schultern. In der Innenstadt schippern Frauen in Stiefeln den Schnee von den Fahrbahnen, damit die Truppen und ab und zu ein paar Tanks ohne Aufenthalt passieren können. Nur sehr selten rollt ein Auto vorbei. Meist kommt es von der Front, ein schneebedeckter Karrierwagen mit abgerissenen Schutzblech oder durchschossener Windschutzscheibe. Oder es ist die große schwarze Limousine des Gouverneurs der Moskauer Region, Sergej Taranow. Obwohl Stalin noch immer im Kreml sein soll, ist Moskau nicht mehr die Hauptstadt des Landes. Es ist Etappenzentrale und Hauptquartier des mittleren Frontsektors.

Auf den Plätzen und in stillen Straßen exerzieren in kleinen Trupps die Proletarierwehren. Sie roben im Schnee und zielen, soweit sie Waffen haben, auf Scheiben, die an Brandmauern hängen. Die Zivilisten, die gerade nicht exerzieren, die Arbeiter und Funktionäre hasten nervös durch die Straßen. Sie sind fanatisiert oder verärgert oder beides, und die meisten haben stumpe müde Gesichter. Alle laufen wie gehetzt. Verspätung gilt als Sabotage. Die fremden Berichterstatter erwähnen ohne Ausnahme, wie selten man in Moskau jemanden lachen hört. Es ist ein Ereignis, es ist beinahe eine Sondermeldung wert: heute nachmittags 17.20 Uhr blieben in der Kalyawka mehrere Menschen in einer Gruppe stehen und brachen nach vierminütigem Gespräch in Gelächter aus. So ungefähr. Wahrscheinlich sind es dann auch noch englische Flieger, polnische Fremdelegation oder Intellektuelle, die bequemere Aufgaben haben.

Obwohl im Oktober Zehntausende von Spezialisten, von Frauen, Kindern und Regierungsbeamten evakuiert worden sind, ist Moskau menschenüberfüllt. Auch wer Zeit hat, tut auf der Straße geschäftig, um nicht aufzufallen und vom Fleck weg zu irgendwelchen Arbeiten und Diensten kommandiert zu werden. Wer von der Überorganisation erfasst wird, verwandelt sich in eine Art Maschinenteil: einen Roboter, ein Werkzeug des Kollektivs. Aber die Organisation bleibt zufällig. Die Wege an den großen Fremdenhotels werden bis tief in die Nacht von hunderten frierender Bettler und Bettlerinnen blockiert. Bei Einbruch der Dämmerung kommen die Frauen zurück, die in den Vorstädten gesammelt haben. Sie marschieren lautlos in Vierer-Reihen durch die Dunkelheit — in ein Gefängnis oder auf einen Platz, wo der Zug sich auflösen wird, oder in einen Klub. Die Kaffeehäuser und Restaurants in Moskau sind geschlossen. Dafür finden in den Klubs zu allen Tageszeiten politische und militärische Instruktionsstunden statt. Und an den Kiosken warten dicke Käuferschlangen auf das Eintreffen der Abendzeitungen, auf die Nachrichten von der Front.

## Lenins Weg nach Osten

In den englischen und amerikanischen Berichten werden niemals die Nahrungsmittelversorgung Moskaus, die, seit jeher, die Rolle der GPU, im Stadtbild und, was militärisch erklärlich ist, die durch deutsche Luftangriffe angerichteten Bombenschäden erwähnt. Früher pflegten alle neu nach Moskau kommenden Zeitungsleute ihre Berichte mit der laienhaftesten Ansicht der Stadt, dem Roten Platz, dem bizarren Wald der Kremeltürme und -dächer und dem Mausoleum Lenins zu drapieren. Auf diese Baudekor-Reize wird kategorisch verzichtet. Dergleichen be-

schreibt keiner der Journalisten mehr das Bild, das die Moskauer Bahnhöfe bieten. Der Kremeldort, der Rote Platz, die Bahnhöfe und dazu dieser und jener Straßentrakt sind mit Ruinen und Bombenkratern durchsetzt, und die Mauer Lenins ist entweder in ein unterirdisches Gewölbe oder, höchstwahrscheinlich, in eine östliche Stadt transportiert worden. Die schwersten Bombenschäden befinden sich in den industriellen Randbezirken der Stadt, im Gürtel der Flugzeug-, Munitions- und Tankfabriken und der Speicherräume mit ihrem weiten Gewirr von Abstell- und Verschiebgleisen. Diese Bezirke sind seit jeher für Ausländer gesperrt. Nach amerikanischen Meldungen sind selbst den Mitgliedern der angloamerikanischen Militärkommissionen Unterhaltungen mit nicht-offiziellen Personen der Armee und Wirtschaft, mit Ingenieuren und Arbeitern brüsk verboten worden.

## Ballett und Maschinenpistole

Die GPU in Moskau wurde erheblich verstärkt. Zum Teil hat man neue uniformierte Kontingente berangezogen. Sie leiten die Guerilla-Ausbildung und die Befestigungsarbeiten. Zum Teil aber hat man auch die Masse der zuverlässigen Gelegenheitspistolier bewaffnet und mit gewissen Vollmachten versehen. Der englische Reporter Negley Farson schreibt in einem Bericht über eine Ballett-Vorstellung: „Es wird mit aller Vollkommenheit, Grazie, Schönheit und Erotik getanzt wie je in den Tagen der Romanows. In der Pause promenierte wir im Poyor und holten uns eine Tasse Tee (wenn es noch eine gibt), und ich sehe uniformierte Mädchen... Es sind Funktionärinnen des Staatsdienstes. Ich beobachte eine Blondine, ihre wundervollen Lippen sind mit schwerem Rot bemalt — und sie trägt eine Maschinenpistole vom Muster 38 an ihrer Hüfte.“

Der emigrierte Kommunist Wolf zitiert in einem Aufsatz eine Verordnung, in der das NKWD den Ausnahmezustand über Moskau verhängt und Personen ohne besonderen Ausweis das Betreten der Straßen zwischen Mitternacht und 5 Uhr morgens untersagt: „Alle, die sich diesem Befehl widersetzen, werden sofort verhaftet und den Kriegsverbrechen überantwortet. Alle Provokateure, Spione und andere Agenten des Feindes, die diesen Befehl verletzen, werden auf der Stelle erschossen.“ Demnach hat die GPU, jetzt völlig freie Hand und wahrlich nicht einmal mehr wie früher den dünnen juristischen Schein.

## Kein Wort über das Essen

Das Thema der Ernährung (un alle englischen Korrespondenten mit der uniformen Bemerkung ab, in Moskau gäbe es keine Lebensmittelrationierung. Die gab es nie, und Moskau ist seit 75 Jahren nach internationaler Erfahrung die Stadt mit dem knappsten und schlechtesten Essen. Das besagt also wenig. Die ausländischen Reporter sind unabhängig auf der Suche nach Hinweisen, die sie mit einem Lob des Sowjetlebens verbinden und infolgedessen ungehindert über die Grenzen berichten können. Sie schreiben über den verlassenen Faschistenhaß, über die Unermüdlichkeit der Frauen in den Fabriken und öffentlichen Diensten, in den Beförderungsmitteln und Schanzgräben, aber sie sagen nichts vom Essen und Trinken. Die widerlichen Transportschwierigkeiten und die exponierte Lage der ein-

stigen Hauptstadt, die nun der letzte zentrale Bahn- und Straßenknotenpunkt unmittelbar hinter der Front ist, haben zu einer Versorgungskrise für die Zivilbevölkerung geführt. Die in der Moskauer Region vorhandenen Nahrungsspeicher stehen ausschließlich der bolschewistischen Armee und der GPU zur Verfügung. Das ist niemals anders gewesen.

Das Bild des heutigen Moskau wäre unvollständig, ohne eine Schilderung der intellektuellen, die auch in den Krisen des Krieges ihre geheime Herrschaft über die Sowjetunion ausüben. Sie sind die Erbschleifer des Bolschewismus, sein doktrinäres Gewissen, die geistige GPU. Sie zwingen die todmoden Arbeiter nachts in politische Instruktionseingebungen. Sie entwerfen die Flut der Helfparolen, mit denen Zeitungen, Flugblätter, Radiosender, Filme und Politikommissare in den Verzweiflungsturm gegen die „faschistischen Untermenschen“ treiben. Sie entwerfen täglich aufs neue die alte Phantasmagorie, daß das Leben in der Sowjetunion schöner und glücklicher sei als irgendwo sonst auf der Erde. Im „Kulturpark“ haben sie die Telle eines Bombers als Rednertribüne aufgestellt, von der aus abwechselnd Politruks und führende Agitatoren vor den Massen „die Narbarbarei und den Sowjetismus“ mit den krassen Effekten der kommunistischen Din-Propaganda skizzieren. Das ganze wirkt wie eine Freilichtinszenierung des expressionistischen Regisseurs Talroff.

## „Wandernde Sterne“

Die Theaterereignisse der Saison, die keinem Fremden erspart bleiben, sind das Schauspiel „Professor Mamlock“, ein Emigrantendrama mit blutiger antisemitischer Tendenz, und das Schauspiel „Wandernde Sterne“ im Jüdischen Theater. Weiterhin werden die ausländischen Berichterstatter mit Nachdruck auf die bemerkenswerte kulturelle Errungenschaft hingewiesen, daß zahlreiche Frauen in Moskau — wenn auch nicht die Arbeiterinnen — geschminkt sind und lackierte Fingernägel zur Schau tragen. Den „Damen“, die trotz des gesteigerten Kollektivtempo Zeit und Geld dafür haben, stehe in der Innenstadt ein besonderer Manikürsalon offen, eine Gründung von Frau Molotow. Während an vier Abenden in der Woche rund 300 Funktionäre und Fremde zusammengepackt mit ihren Freundinnen und Sekretärinnen um die Wasserfontäne des Metropol-Hotels tanzen, spricht in Massenversammlungen La Pasionaria (Dolores Ibarruri), die berühmte Agitatoren der Roten im spanischen Bürgerkrieg. Nach einem Bericht des Amerikaners Hemingway befreite sie damals ihren Sohn vom Frontdienst und schickte ihn nach Moskau, während sie gleichzeitig Zehntausende von Männern auf die Schlachtfelder trieb. Diesmal tut sie ungefähr wieder dasselbe. In den graphischen Ateliers aber werden bei Tag und Nacht in langen Serien die seltsamen Riesenplakate gemalt und fotomontiert, die das bolschewistische Stadtbild kennzeichnen, die Superporträts von Stalin, von besonders mutigen Genossen in der Front und von „faschistischen Ulaten“.

## Schlamm in Kuibyschew

Der Präsident der UdSSR, Kalinin, der Ministerpräsident und Außenkommissar Molotow, sein Stellvertreter, der Propagandachef Losowski, und die Komintern haben sich nach Kuibyschew an der Wolga zurückgezogen. Es ist eine Stadt mit knapp 500.000 Einwohnern, die zur vier Fünfteln aus verfallenen Holzhäusern und zu einem Fünftel aus kubischen Betonpalästen besteht. Und die von Straßen durchzogen ist, die im Herbst und Frühjahr überhaupt nicht, im Sommer und Winter nur mühsam zu passieren sind. Einer der Berichterstatter schreibt, man könne in dem Schlamm bis an die Hüften versinken.

Von Moskau nach Kuibyschew ist es nicht viel weiter als von Hamburg nach Wien. Die Eisenbahnreise dauert jetzt jedoch regelmäßig fünf bis sieben Tage. Wer sich keinen Proviant mitnimmt, muß hungern. Unterwegs ist nirgends etwas zu bekommen. An den Durchgangsstationen liegen dicke Scharen von halb erfrorenen und unterernährten Flüchtlingen, die um Brot betteln. Ueber Kuibyschew führte der Weg der aus Moskau evakuierten Zivilisten. Mehrere Züge müssen unterwegs von Militär beschlagnahmt worden sein. Ihre Insassen blieben im größten Elend liegen, und niemand kümmert sich um sie. Viele starben. Das ist nichts Neues, und niemand schämt sich darüber aufzuregen. Die Berichte verraten, daß auch die militärischen Transporte nicht schneller laufen als die zivilen.

Die Teilung der Regierung zwischen Moskau und Kuibyschew führt auch zu langwierigen Verzögerungen politischer Entscheidungen. Die Times-Korrespondentin Freya Stark berichtete im Februar aus Teheran, daß der Abschluß des englisch-sowjetischen Paktes zur Besetzung Irans mehr als sechs Wochen verschleppt wurde, weil Stalin sich die Prüfung des Vertrages selbst vorbehalten hatte und weil die Verkehrsschwierigkeiten zwischen Kuibyschew und Moskau keine schnellere Erledigung erlaubt hätten. „In Rußland lernt man, sich über nichts mehr zu wundern“, begann lakonisch ein englischer Journalist seinen Bericht über die Fahrt nach Kuibyschew.

## Beim Stab der Komintern

Eine alte Villa, ein solides Gebäude aus der Zarenzeit, beherbergt den Stab der Komintern. Dort hausen Dimitroff und Maslowsky und eine Schar von abenteuernden Spaniern, Polen, Skandinaviern, Franzosen, Mexikanern, Engländern, Zigeunern und Negern, die weiter an ihren Plänen für die Weltrevolution und am Ausbau ihrer Agentennetze arbeiten. Ein Haus weiter schlafen die ausländischen Journalisten — auf dem Fußboden. Die Betten sind alle be-



Im Eissturm vor der nordamerikanischen Küste und in der tropischen Hitze des Südens liegen unsere U-Boote auf der Lauer. Schiff auf Schiff, Tanker auf Tanker versinkt in den Fluten. Eine ungeheure Leistung wurde vollbracht, wenn der Heeresbericht knapp mitteilt: „Unsere U-Boote versenkten...“

FE-Ausgaben: Kriegbericht Kiefer und Haring (AII)

setzt, entweder von Funktionären oder von Ungelehrten.

Der einzige Vorteil der Stadt ist es, daß sie bisher nicht verdunkelt wurde. Doch wirkt sie in der Nacht sowieso nicht übermäßig hell. Als modernste zivilisatorische Errungenschaft bezeichnete Sir Walter Citrine, der Abgesandte der englischen Gewerkschaften, einen Manikür-Salon auf der Hauptstraße.

In den Rüstungsfabriken der Sowjetunion sind jetzt durchschnittlich 80–75 Proz. der Arbeitsplätze mit Mädchen und Frauen und sogar mit Kindern zwischen 12–14 Jahren besetzt. Diese müssen täglich 11 Stunden arbeiten. „Es ist zweifelhaft“, schrieb Citrine

im „Daily Herald“, „ob den Sowjets die erforderliche physische Kraft erhalten bleibt, denn ein sehr hoher Prozentsatz der Arbeiter sind Frauen und Mädchen“. Später fuhr der englische Gewerkschaftsführer nach Gorki. Dieses Rüstungszentrum war verdunkelt. Die Truppen, die er auf der Reise beobachtete, waren aus Männern und Frauen gemischt. Die Frauen trugen die gleichen Uniformen und Waffen wie die Männer. Es handelte sich nicht um Proletarierwehren, sondern um reguläre Brigaden der Roten Armee. Die nach Gorki führenden Straßen sind auf beiden Seiten alle 50–100 Meter mit bewaffneten Posten besetzt. Sie tragen ihre Karabiner über Zivilzügen und sehen vorwahrlos aus.

## Japanische Flieger greifen an

Ein Gefecht vor Neuguinea

Von unserem Korrespondenten WILHELM SCHULZE

Tokio, Mitte März

Ueber den Kampf japanischer Flugzeuge gegen ein feindliches, einen Flugzeugträger begleitendes Geschwader nördlich Neuguineas gibt ein Vertreter von „Nitschi-Nitschi“, der den Angriff mitflog, seinem Blatte den folgenden Bericht:

Von allen ähnlichen Gefechten war die Neuguineas-Aktion wohl die schwerste. Auf der Seite des Feindes stand ein Flugzeugträger mit vielen Flugzeugen, Kreuzern, Zerstörern, die alle auf den Angriff eingestellt waren, während auf unserer Seite sich nur Flugzeuge befanden, die plötzlich alarmiert wurden. Aber wir zerstörten den Flugzeugträger, beschädigten die Kriegsschiffe und zwangen den Feind zur Flucht, ohne daß er sein Angriffsziel erreicht hatte. Daß neun unserer Flugzeuge dabei Jibaku (Selbstopferung) bezogen, beweist wohl am klarsten die Heftigkeit des Kampfes.

„Wie stark der Feind ist, weiß ich noch nicht genau“, sagte der Kommandant bei der letzten Parade, „aber wenn er schwach ist, wollen wir ihn nicht verschmähen, wenn er stark ist, wollen wir nicht ausweichen.“ Mit diesen Worten waren wir entlassen und starteten wenige Minuten später.

Wir mußten eine schwere, schwarze Regenwand umfliegen. Die Sicht war behindert. Ich hatte zwar schon viele Angriffe mitgeflogen, aber dies war der erste Angriff gegen ein Seesziel. Das regte mich etwas auf, aber der Kampf gegen Wind, Wetter und Wolken ließ mich die Aufgabe bald vergessen. Als wir nach mehreren Flugstunden die ersten Feindflieger vor uns entdeckten, war es nicht anders als bei sonstigen Luftaktionen, nur daß die feindlichen Flieger diesmal vielleicht zahlreicher waren als früher. Sie flogen rechts, links, über und unter uns. 10, 20, 30 Stück, was weiß ich wieviel.

Ich hatte zum Zählen keine Zeit, denn die feindlichen Flieger griffen sofort an, und die Kugeln schlugen kaum eine Minute nach ihrer Sichtung bereits in unsere Tragdecks ein. Wir antworteten und verwickelten sie in Luftkämpfe. Ein feindliches Flugzeug stürzte brennend ab, dann ein zweites und drittes. Auch eines unserer Flugzeuge erhielt einen Schuß in den Gasolintank und hinterließ plötzlich eine weiße Rauchspur, es folgte uns aber weiter. Wir mußten den Luftkampf abbrechen, denn unser Ziel war ja nicht die Vernichtung der feindlichen Flieger, sondern der Angriff auf ein Geschwader, das wir noch nicht gesichtet hatten. Ohne Rücksicht

auf die feindlichen Jäger nahmen wir unsere alte Richtung wieder auf und wurden bald belohet, denn durch die Wolken erblickten wir unter uns wenige Minuten später ein großes Geschwader.

Wir entdeckten unter Kreuzern und Zerstörern unser Hauptziel, den Flugzeugträger, vergaßen sofort alle anderen Kriegsschiffe und hielten nur auf ihn zu. Die Schiffe unter uns schlugen, als sie uns bemerkten, einen Zickzackkurs ein und eröffneten ein wildes Flakfeuer. Wie auf dem Exerzierplatz aber umkreisten wir die Schiffsgruppe, um die beste Angriffsposition einzunehmen. Gerade als ich zum Angriff einsetzen wollte, sah ich auf dem Flugzeugträger Schüsse aufblitzen und in kurzer Entfernung vor mir eine Sprengwolke entstehen. Ein Sprengstück durchbohrte den linken Gasolintank und rief ein Feuer hervor, das meine Begleiter aber schnell löschen konnten. Dann wurde der Ozean getroffen, was wiederum einen Brand zur Folge hatte. Als ich zurückblickte, sah ich, wie einer mit seiner Uniformjacke auch dieses Feuer glücklich löschen konnte.

Nun aber waren wir trotz des Abwehrfeuers in der richtigen Position, um unsere Bomben loslassen zu können. Ich folgte dem Flugzeug unseres Kommandanten und konnte klar beobachten, wie seine und meine Bomben den Flugzeugträger trafen. Sprengwolken stiegen von seinem Deck auf, gefolgt von dickem, schwarzem Rauch. Wir mußten die Gasolintanks getroffen haben und beglückwünschten uns zu unserem Glück, während wir zu einem neuen Angriff ansetzten.

Dann sah ich plötzlich, wie das Flugzeug unseres Kommandanten Feuer fing und in Flammen gefaßt wurde. Ich sah, wie die Maschine erst in der Luft wankte, dann aber geradenwegs auf den Flugzeugträger zugehen wurde. Ich wollte, daß der Kommandant Jibaku begeben würde. Im Sturzflug verlor sich seine Maschine schnurgerade in den schwarzen Rauch des Flugzeugträgers hinein und entschwand meinen Blicken. Das Geschwader geriet in Unordnung und wechselte seinen Kurs um 180 Grad. Wir aber setzten zu einem zweiten Angriff an.

Der Flugzeugträger hatte jetzt bereits Schlagseite, und ein anderes Schiff näherte sich ihm, als ob es die Besatzung übernehmen wollte. Die feindlichen Flieger griffen wiederum in den Kampf ein und hielten uns vom zweiten Angriff ab. Wir mußten sie erst abwehren und schoben dabei vier der Flugzeuge ab. Aber auch der rechte Motor



General Basilio zeichnet den Polizeipräsidenten von Bengali aus, der während der englischen Besatzungszeit in Bengali zurückgeblieben war

Aufnahmen: Lure / Siebel



der Maschine unseres stellvertretenden Kommandanten hing mit einem Male Feuer. Ein plötzlicher Windstoß vertrieb die Rauchwolken von dem Flugzeugträger. Wir konnten auf dem Startdeck noch 15, teilweise allerdings brennende Flugzeuge sehen. Der Stellvertreter, dessen Besatzung vergebens bemüht war, das Motorfeuer zu löschen, setzte deswegen ebenso wie der Kommandant zum Jibakflug an. Mitten in die auf der Startbahn stehenden Flugzeuge lenkte er seine Maschine, die beim Aufschlagen explodierte und alles weitere unseren Augen verhielte.

Jetzt hatte der Feind nur noch den einen Wunsch, zu fliehen. In wilder Unordnung jagten die einzelnen Schiffe mit Volldampf ostwärts, aber der Flugzeugträger konnte die Geschwindigkeit nicht mehr halten. Die offenen hellen Flammen schlugen schon über den Rauch hinaus. Ich beorderte den Flugzeugträger abgesetzt war, und brachte das eigene Flugzeug in eine günstige Lage für das Bild. Dann war, da alle Bomben abgeworfen waren, unser Auftrag erledigt. Verfolgt von den feindlichen Jägern, denen wir das Landeschiff genommen hatten, traten wir den Heimweg an. Sie nötigten uns Achtung ab, diese Jäger ohne Basis. Erst spät ließen sie von uns ab und flogen zu den Kriegsschiffen zurück, die wenigstens die Besatzungen, wenn auch nicht die Flugzeuge aufnehmen konnten.

## Die türkisch-bulgarischen Beziehungen

Von unserem Korrespondenten  
MARTIN BETHKE

Ankara, Mitte März

Dank der realen Einstellung auf beiden Seiten gelang es noch vor dem Balkanfeldzug, die bulgarisch-türkischen Milverhältnisse über das gegenseitige Verhältnis zu bannen und schließlich zum Abschluss eines Freundschaftsabkommens zu gelangen, das am 17. Februar 1941 unterzeichnet wurde und die daran geknüpften Erwartungen gerechtfertigt hat: nicht gerade, daß eine schwangvolle Freundschaft entstand, aber doch eine verständnisvolle Nachbarschaft. Evakuerte Städte füllten sich wieder, und vor Tagen wurde auch die Omnibuslinie Istanbul—Edirne erneut aufgenommen. Bulgarische Zeitungen stellten fest, daß kein Streitfall zwischen beiden Ländern bestehe, und zum Jahrestag fand die Presse beider Länder freundschaftliche Worte über die Beziehungen, in denen Spannungen und Unstimmigkeiten beseitigt seien. Die englische Propaganda konnte nicht wirksam werden, obschon sie so etwas wie einen bulgarischen Drang nach den Meerengen und der Sowjetunion gegenüberstellte. Die Türkei wußte genau, daß ein wehrhaftes Bulgarien auch für sie mit auf Vorposten gegen Osten stand und reagierte daher auf die bulgarischen Äußerungen über die Auslieferung Bulgariens an die Sowjetunion wie ein Seismograph, zumal die Versenkung türkischer Schiffe durch sogenannte unbekannte U-Boote das Ziel deutlich machte, die Türkei von ihren europäischen Verbindungen zu trennen.

Der türkisch-bulgarische Freundschaftspakt enthält in Artikel 3 auch die Erklärung, daß beide Regierungen bereit seien, Mittel und Wege zu finden, die dem gegenseitigen Handelsaustausch, angepaßt an die Wirtschaftsstruktur der Länder, die höchste Entfaltung zu geben vermögen. Das Interesse beider Staaten an einer Änderung und Belebung der Wirtschaftsbeziehungen ist gegeben, auch wenn diese ihre natürliche Grenze in der Ähnlichkeit beider Volkswirtschaften findet und der Umfang der Beziehungen immer klein war, auf bulgarischer Seite sogar passiv. In der Handelsbilanz stand der beiderseitige Verkehr nur um ein Prozent und darunter zu Buche. Die Türkei lieferte vor allem frische und geräucherte Fische, gewisse Gerbextrakte und etwas Obst, Bulgarien zu 85 Prozent Holzkohle, das begehrte Heizmittel der armen türkischen Bevölkerung, Schaffase, Glyzerin, Sonnenblumenöl, zeitweilig einige Erzeugnisse der Metallindustrie und Papier. So hat im Februar eine neue Fühlungsnahme eingesetzt.

## BRENNSPIEGEL DER EREIGNISSE

An der Ostfront wurden im Dones-Gebiet und an der Einschließungsfront von Sewastopol zahlreiche Angriffe des Feindes in harten Kämpfen zurückgewiesen. In der Zeit vom 21. 2. bis 5. 3. verlor die sowjetische Luftwaffe 107 Flugzeuge. Während der Nacht vom 4. 3. griffen britische Bomber das Gebiet von Groß-Pan an, die Verluste der Zivilbevölkerung betrugen über 700 Personen. Deutsche Unterseeboote versenkten in nord- und mittelamerikanischen Gewässern wiederum 12 feindliche Schiffe mit zusammen 82 500 BRT.

Die Vereinigte holländisch-britisch-amerikanische Java-Armee hat sich am 9. März bedingungslos den Japanern ergeben. Damit haben 93 000 Holländer und 5000 Briten, Australier und Amerikaner kapituliert.

Bei den Segefechten vor Surabaya und Batavia wurden nach japanischem Communiqué 6 feindliche Kreuzer, 6 Zerstörer, 7 U-Boote, ein Kaptenboot und ein Minensuchboot versenkt. Am 11. 3. nahmen die Japaner Rangun ein. Auch Pegu wurde genommen. Japanische Truppen führten an verschiedenen Punkten Landungen auf Neuguinea durch.

Nach dem Einmarsch in Batavia erklärte Japan förmlich, daß seit 7. 3. eine japanische Militärverwaltung in Niederländisch-Ostindien bestehe.

In Tokio wurde eine Sumatra-Gesellschaft gegründet mit der Aufgabe, die an Boden-

## Zwischen Traum und Alltag

Norwegen arbeitet

Von unserem Korrespondenten PAUL BAUMGARTEN

Oslo, Mitte März  
In der Altstadt Oslos sind Häuser oft von bizarrer Hässlichkeit kunterbunt aufgebaut, bunt sogar in den Farben. Neben einem dreistöckigen „Hochhaus“ liegt ein Schuppen, durch einen Torgang sieht man auf ein trostloses Hinterhaus, eine kleine Fabrik hat zum Nachbarn eine Kirche, deren geschmackloser Baustil die Konkurrenz der Weltlichkeit ringsum noch schlägt. Vor den Häusern am Akerselvdal sind Flacherboote verankert. Die Fleischbänke im Schaufenster eines großen Schlächterladens sind leer. An der Scheibe klebt ein Zettel: „Heute Fleischwurst, Fischkuchen, Fischpöding und Tomatensuppe“. Frauen, einfach, aber nicht ärmlich gekleidet, gehen in das Geschäft und kaufen ein.

Die Fenster im Erdgeschoß einer Fabrik sind durch Eisenplatten verschlossen. Ueber eine schmale Treppe geht es hinauf zum Büro und in das Zimmer der „Disponenten“, bescheidener Name für die beiden Inhaber des Werks, zweier Brüder, die die Licht- und Seifenfabrik vom Vater übernommen haben. Die Ausfuhr von Trau in alle Länder Europas war in Friedenszeit das Hauptgeschäft. Davon ist nichts übrig geblieben. Aus Talg, technischem Fett, das in Norwegen gewonnen wird, und Zusatzstoffen, die aus Deutschland kommen, wird jetzt Kriegseife „B“ hergestellt. Sie enthält 20 Prozent Fett. Die Produktion dieser Seife und der Talglichte ist so forciert worden, daß ein Teil der Ausfälle verdienstmäßig wettgemacht

wird. Entlassungen sind nicht vorgenommen worden. Von der B-Seife gibt es monatlich ein Stück pro Kopf, die Lichte werden nur in solche Gegenden geliefert, wo elektrischer Strom noch Seltenheit ist.

Die beiden Inhaber führen durch alle Räume der Fabrik. Anfangs zurückhaltend, erzählen sie später mit sympathischer Offenheit von ihren Sorgen und auch von dem, was ihnen Zufriedenheit und Genugtuung gibt, ihrem Betrieb, der erfolgreichen Umstellung auf die Notwendigkeiten des Tages und der Fürsorge für die Arbeiter. Sie haben frühzeitig ein Lebensmittelgeschäft eingekauft, das beträchtliche Mengen Kartoffeln, Fleisch, Konserven umfaßt. Davon erhalten die Arbeiter, sobald vorübergehende Stockungen in der Versorgung eintreten. Im vergangenen Winter wurden im Durchschnitt pro Kopf folgende Rationen abgegeben: 25 Kilo Salzfleisch, 10 Kilo Klippfisch, 10 Kilo Trockenfleisch, dazu in kleineren Mengen Konserven und Lebertran. Die Kartoffeln sind knapp in Oslo, es konnten nur 100 Kilo pro Kopf von der Fabrik an die Arbeiter verkauft werden.

Der männliche Arbeiter verdient 70 bis 90 Kronen in der Woche, Arbeiterinnen erhalten etwa die Hälfte. Den Arbeitern werden vertragsgemäß jährlich zwei Arbeitsanträge geliefert, denn der Verschleiß ist infolge der Einwirkung von Säure und Fett groß. Ein Kraftwagenführer der Fabrik verdient 4800 Kronen im Jahr, der Lohn für Überstunden ist eingerechnet. Er besitzt wöchentlich 285 Kronen für Kranken- und Erwerbslosigkeitsversicherungen, 2 Kronen für eine private

## Neuwahlen in Argentinien

Der Präsident entscheidet über Außenpolitik

Von unserem Korrespondenten ERNST SAMHABER

Santiago de Chile, Mitte März  
In Argentinien fanden Wahlen statt, die mehr als die Hälfte des Parlaments ergaben. Von insgesamt 138 Abgeordneten wurden 85 neu gewählt, unter ihnen die der Hauptstadt, während die Abgeordneten der Provinz Buenos Aires bereits im Dezember gewählt wurden. Die Wahlen haben jedoch nicht die Bedeutung wie in anderen Staaten, da das Schicksal der politischen Entscheidungen nicht bei dem Parlament, sondern bei der Exekutive, also bei dem Staatspräsidenten liegt. Denn allein liegt die Außenpolitik ob, und er ist nicht abhängig von der Parlamentsmehrheit. Es ist noch erinnerlich, daß im Weltkrieg das Parlament den Abbruch der diplomatischen Beziehungen beschlossen hatte, jedoch der damalige Präsident Rigolero ein Veto einlegte, mit dem Ergebnis, daß Argentinien neutral blieb.

Das Parlament zerfällt in zwei Gruppen, in die Regierungspartei und die Opposition, jedoch ist es eigenartig, daß die Opposition die Mehrheit besitzt, zusammengesetzt aus der Radikalen Partei und den zahlenmäßig unbedeutenden Sozialisten. Im letzten Parlament verfügten die Radikalen über 71, die Sozialisten über fünf Stimmen von insgesamt 148. Ihnen gegenüber standen die Nationaldemokraten, die wir als Konservative bezeichnen würden, mit 45 Stimmen und einige Splittergruppen, die sich von den Radikalen abgespalten haben, mit 15 und 8 Stimmen. Dazu kam noch eine Rechtsgruppe der Provinz Tucuman mit vier Stimmen. 10 Sitze fielen durch Tod aus.

Der amtierende Vizepräsident, Dr. Ramon Castillo gehört den Nationaldemokraten an, während der gewählte Staatspräsident Ortiz, der durch Krankheit an der Ausübung seines Amtes verhindert ist, zu der kleinen Gruppe der Antipersonalistas Legatitas gehört, die heute meist mit der Opposition zusammengehen. Daher bedeutet die Krankheit von Ortiz mehr als einen Personenwechsel, obwohl heute noch viele An-

hänger von Ortiz, wie der Innenminister Calaciat, in entscheidenden Staatsstellungen sind.

Wie ist der Bevölkerungsaufbau des argentinischen Staates? Buenos Aires hat mit seiner nächsten Umgebung dreieinhalb Millionen Einwohner von insgesamt 14 Millionen in ganz Argentinien. Das ist ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Hier ist der Einfluß der Einwanderer ausschlaggebend, die in der Hafenstadt blieben, während auf dem flachen Land mit seiner geringeren Siedlungsdichte die alte Grundbesitzer-Aristokratie vorherrscht. Daher enthält die argentinische Verfassung zahlreiche Bestimmungen, die verhindern, daß die Zahl allein den Ausschlag gibt. Die Provinzen sind weitgehend selbständig, fast eigene Staaten, wenn auch die Zentrale ein Eingriffsrecht besitzt. Ferner besitzt der Staatspräsident schon dadurch eine bedeutsame Machtfülle gegenüber dem Parlament, daß ihm allein die Außenpolitik untersteht. Der Einfluß der hauptstädtischen Presse ist daher gering, so groß auch ihr Verbreitungsgebiet ist.

Die Wahlen sollten darüber entscheiden, ob die Opposition so stark sei, um auch ohne die Minderheit im Parlament beschlußfähig zu bleiben. Umgekehrt wünschte die Regierung den Einfluß der Opposition derart zu beschränken, daß sie nicht mehr die Mehrheit besäße. In der Provinz Buenos Aires ist dies durch den Wahlsieg der Regierung gelungen, und insgesamt hat der Wahlausgang an der ausschlaggebenden Stellung des amtierenden Präsidenten nicht rütteln können und damit auch nicht an der Außenpolitik, obwohl diese im Wahlkampf eine besondere Rolle spielte. Viele führende radikale Parlamentarier sind Mitglieder der englischfreundlichen „Accion Argentina“, während Castillo an der Neutralität festhält. Für die Außenpolitik kommt voraussichtlich eine Entscheidung erst im Jahre 1943 in Frage, wenn die Neuwahl des Staatspräsidenten stattfindet.

Spitze, soll in Washington um Hilfe nachsuchen.

Ein weit ins Land reichender Küstengürtel am Pazifik wurde zur nordamerikanischen Kriegszone Nr. 1 erklärt.

Alle höheren englischen Offiziere vom Oberleutnant und von 45 Jahren werden einer strengen Prüfung unterzogen, die sich auf ihre körperliche Leistungsfähigkeit, ihre geistige Beweglichkeit und ihre militärischen Qualitäten bezieht.

Der parlamentarische Sekretär des englischen Ernährungsministeriums kündigte neue umfassende Rationierungen der Lebensmittel an.

Der britische Minister für den Wirtschaftskrieg, Lord Woolton, erklärte, angesichts der japanischen Eroberungen in Ostasien bestehe keine Hoffnung mehr, Japan durch wirtschaftliche Mittel zu besiegen.

In England sind seit Kriegsbeginn 40 000 Anklagen wegen Verstößen gegen die Preisbestimmungen erhoben worden.

Kolonialminister Lord Strabolgi machte den Vorschlag, die Linder zu bewaffnen und zu einer Heimwehr zu organisieren.

General Wavell legte den Oberbefehl über die alliierten Truppen im Südwest-Pazifik nieder und wurde wieder zum Oberbefehlshaber in Indien eingesetzt. General Wavell und Tschangkaitschek trafen dieser Tage erneut zusammen.

Die Regierung in Madras bewilligte große Summen für den Bau von Verteidigungsgräben längs der indischen Küste.

Versicherung, 1,95 Kronen für die Gewerkschaft. Er bewohnt in der Umgebung Oslos eine „Hütte“, ein kleines Haus und treibt in seiner Freizeit Kanichenzucht. Nach Abzug von Steuern, Fahrgeld und Einkäufen der notwendigen Bedarfsartikel bleibt eine Summe, die fast völlig für Lebensmittel verwendet wird. Die Löhne sind gestoppt und die Preise unterliegen scharfer Kontrolle. Eine Zweizimmerwohnung mit Küche in der Altstadt kostet aber 55 Kronen, gewöhnlich bewohnt eine vierköpfige Familie eine solche Wohnung. Geht der Arbeiter einmal in eines der kleinen Restaurants, dann muß er damit rechnen, für ein Gedeck! Suppe, Fisch, Nachtisch, dazu Bier, 4 Kronen auszugeben.

In Oslo gibt es nicht viele Abendrestaurants. Schon früher geschah es häufig, daß gegen 9 Uhr der Portier mit seiner breiten Gestalt die Tür zu einem Variet, einem Tanzrestaurant, einem Musikcafé verschloß: „Alles besetzt!“ Heute machen sich die Osloser früh am Abend auf, um den Anachronismus nicht zu verpassen. Es gilt, Platz zu bekommen, und sich in den „Turnus“ des Weinschanks richtig einzuschalten. Die zur Verfügung stehenden Rationen sind bald verausgabt, ein kleiner Rest wird für die letzte Stunde reserviert. In einem Luxusrestaurant sitzt elegantes Publikum an den vorderen Tischen, die die Tanzfläche umgeben. Die Kristalleuchter werfen Licht auf blitzende Gedecke, der Oberkellner bewahrt den Schwung seines Berufes, wenn er die Speisekarte vorlegt. Er sagt verbindlich: „Das ist heute nicht mehr da!“ oder „Eine Flasche Rheinwein können Sie erhalten, später vielleicht einen Likör.“

Es gibt Fisch als Vorspeise, als Hauptmahlzeit Fleisch und Kartoffeln und danach Eis, über das sparsam Krokanstückchen gestreut sind. Alles ist hervorragend zubereitet, auch der Kaffeersatz, der später in zarten Mokkatassen gereicht wird. Das große Tanzorchester spielt amerikanische Schlager, die jungen Leute tanzen Swing, während die Älteren bezüglich einer zweiten Flasche Wein oder eines dritten Glases Likör aussichtsreiche Verhandlungen mit dem Oberkellner führen. Nach und nach wird die Stimmung lebhafter, goldenes Licht fällt durch die Glasdecke auf die Tanzenden, die leise die Texte mitsingen. Um 12 Uhr ist Schluß, und die Generotaxen, mit Holzsäcken oder einem Gaschlauch auf dem Dach, fahren vor. Am nächsten Morgen teilen indes die Zeitungen mit, daß Vergnügensfahrten mit Autodrochken zukünftig verboten sind.

Nur wenige leisten sich Auto oder Luxusrestaurant. Vor allem nämlich arbeitet Norwegen fleißig. Der Fischer, der seine Saison beendet hat, findet schnell für den Rest des Jahres Beschäftigung auf anderen Gebieten, der Arbeiter braucht Erwerbslosigkeit nicht zu fürchten. Die Wirtschaft steht im Zeichen der deutschen Aufträge, und im großen und ganzen vollzieht sich das Beieinander korrekt.

Inzwischen kämpft Quisling um die Seele seines Volkes. Die Minister gehen zu den Arbeitern und Bauern und sprechen von dem Neuen, das geschaffen werden muß. Die Partei bemüht sich um engeren Kontakt mit den Unentschiedenen des Zweiflers, den Gegnern. In den Schriftleitungen der Zeitungen gehen Auseinandersetzungen vor sich, neue Männer bringen Kampfesfeuer und Ueberzeugung mit sich, die alten Mitarbeiter geben, oft zögernd, ihre Erfahrung dazu, manchmal führen sie retardierende Momente ein, manchmal versagen sie sich.

Norwegen arbeitet, nicht nur für den heutigen Tag. Die Vergangenheit ist tot, die Zukunft noch nicht immer lebendig. Um den Arbeiter und Bauern wird gerungen. Eine Landesorganisation, die die Gewerkschaften, den Arbeitgeberverein, die Handwerkervereinigungen umfaßt, wird vorbereitet. Die Arbeitsgemeinschaft Norwegens. „Sie soll den Kreisen des Landes entsprechend organisiert werden, in allen Betrieben wird sie Vertragsleute bekommen. Weiter wird ein Arbeitsdirektorat unter dem Sozialministerium eingerichtet, es wird die bisherige Schlichtungskommission in sich aufnehmen.“

In den Schaufenstern der Buchläden Oslos wird auf die gesammelten Werke der „Vier Großen“ hingewiesen: Björnson, Ibsen, Kierkegaard, Lie. Neben ihren Lederbänden liegt das Buch „Quisling hat gesagt“. Noch wollen einige Norweger nicht die Beziehung zwischen den Großen von Gestern und dem Mann, dessen Name heute jeder im Munde führt, finden. Aber ob sie wollen oder nicht, die Brücke wird geschlagen werden.

Pandit Nehru erklärte, es müsse eine provisorische Nationalregierung gebildet werden. Die iranische Schah Mohammad Schapur hat das Land plötzlich südwärts verlassen. Der frühere Außenminister Schahriar versucht durch Neubildung des Kabinetts die iranische Regierungskrise zu lösen.

Die Zahl der Verschleppten in Aserbeidschan und Mesopotamien beträgt rund 4000 Personen.

Die Oelleitung Haifa—Mosul wurde weltweit von Hadita gesprengt.

Der ägyptische Premierminister Naha Pascha setzte den ehemaligen Generalinspekteur der ägyptischen Armee, Aziz el Masris, wieder auf freien Fuß.

Die beiden ägyptischen Parteien der liberalen Dasturi und der Saadisten setzten einen gemeinsamen Ausschuss zur Gleichhaltung ihrer Politik ein.

Der Herzog von Aosta starb am 3. 3.

In Rom erklärte ein Verteidiger Blums, der Gerichtshof könne diesen Prozeß nicht führen, weil es noch Männer gäbe, die für die Freiheit kämpfen und sterben.

Marschal Petain bezeichnete in einer Botschaft den britischen Luftangriff auf Paris als eine verheerende Aggression.

In diesen Tagen reiste eine schweizerische Wirtschaftsdelegation nach London.

Am 9. 3. sind wieder Feldpostbriefsendungen bis 100 Gramm zugelassen.

Der Reichsfinanzminister ordnete an, daß vom Erbe Gefallener keine Erbschaftsteuer erhoben wird.

## Gärendes Indien

Washington schickt eine Kommission

Von unserem Korrespondenten  
HERBERT TICHY

Schanghai, Mitte März

Der Verlust Holländisch-Indiens hat den angloamerikanischen Ring endgültig zerlegt und zwei getrennte Kriegsschauplätze geschaffen, Australien und Burma-Indien, die letzte große Vorratskammer in Asien. Man mißt in London wahrscheinlich auch der japanischen Strategie gegenüber Indien die größere Bedeutung zu, weil von dort aus die Bedrohung der bisherigen japanischen Eroberungen immer noch möglicherweise erscheint als von Australien her, dessen Verbindungslinien in Anbetracht der starken japanischen Flotte höchst fragwürdig geworden sind. Das heutige Indien bietet Tausende von wirtschaftlichen, sozialen und militärischen Problemen, die aber alle auf einen Nenner zu bringen sind: Indien verlangt Freiheit von England. So hat der Ausruf Boses hier in Ostasien tiefen Eindruck gemacht, und er fand in Indien, wo er trotz der strengen britischen Zensur auch bekannt wurde, begeisterte Zustimmung.

In seiner jüngsten Unterredung erklärte Allahabad Nehru neuerlich, daß die Frage Indiens nur auf der Grundlage von Indiens Freiheit zu lösen sei. Indiens Freiheit bedeute die sofortige Bildung einer nationalen Regierung, die dem indischen Volk und nicht dem Vizekönig verantwortlich sei. Der indische Kongreß ist für den 17. März nach Wardha einberufen worden, wo auch die in Aussicht gestellten Reformvorschläge Londons besprochen werden sollen. Gespannt verfolgt man die Meinungsverschiedenheiten in der englischen Regierung. Wird Churchill weiterhin Reformen ablehnen, während Cripps angeblich den Dominion-Status vertritt? Werden die Londoner Vorschläge einen Kompromiß darstellen, daß der indische Einfluß in dem „Executive Council“ des Vizekönigs verstärkt, aber der Dominion-Status bis Kriegsende verschoben wird?

Auch die 80 Millionen Mohammedaner in Indien beobachten die Londoner Besprechungen mit größtem Mißtrauen, weil sie die Benachteiligung der muslimischen Interessen befürchten. Die Muslim-Liga kabele an Churchill eine Warnung, keine Änderungen ohne Zustimmung der Muslim-Liga durchzuführen.

Das ständig wachsende Interesse der Vereinigten Staaten für Indien wird durch eine wirtschaftliche Kommission bewiesen, die nach Indien reisen soll, sobald die Frage der Konstitution „gelöst“ ist. Sie soll mit Hilfe der amerikanischen Experten die Möglichkeiten der Kriegsindustrie Indiens prüfen und organisieren, um ein „asiatisches Rüstungszentrum“ zu verwirklichen. Die amerikanische Großstrategie plant angeblich, ein Millionenheer nach Afrika und dem Nahen Osten zu bringen. Indien ist für diese Kombination von größter Wichtigkeit, da die langen Schiffsrouten und der Tonnagemangel den transpazifischen und transatlantischen Nachschub in genügendem Umfang unmöglich machen. Der Führer der geplanten Mission ist Dr. Henry Grady. Das Auftauchen dieses Mannes im pazifischen Geschehen zeigt die Änderung der strategischen Lage mit einer für Amerika brutalen Deutlichkeit auf. Grady bereiste bereits im vergangenen Sommer die ostasiatischen Gebiete als persönlicher Vertreter Roosevelts, um die wirtschaftlichen und strategischen Möglichkeiten zu prüfen. Seine damaligen Äußerungen waren sehr optimistisch: die Welt voll Öl, Gummi, Zinn und Rohstoffe aller Art stiehe zur Verfügung der Verbündeten. Diese Welt ist heute japanisch, und so soll Grady versuchen, Indien am Rande des Krieges für verzweifelte amerikanische Experimente auszuwerten. Falls die „Erfolge“ der gegenwärtigen Reise denen der ersten ähnlich sind, dürfte sie voraussichtlich der letzte Ausflug des Wirtschaftsberaters Roosevelts außerhalb der amerikanischen Hemisphäre sein.

Die tatsächlichen Kriegsvorbereitungen in Indien konzentrieren sich gegenwärtig auf Ceylon, wo Flakgeschütze entlang der Küste stehen und die Gewässer vermint sind. Der General Wavell hielt sich vor kurzem in Ceylon auf. Gleichzeitig wurden in Nordwestindien 8 Millionen Rupees für den Luftschutz im Punjab ausgegeben, und mit Beendigung des Winters wendet sich die angloamerikanische Aufmerksamkeit dem traditionellen Einfallstrah nach Indien, dem Khatirpaß, zu Tschiangkaitscheks kürzliche Inspektion des berühmten Pases dokumentierte seine Wichtigkeit für die asiatische Strategie.

Tschiangkaitscheks Indienbesuch hat anscheinend nicht die großen Erwartungen erfüllt, die London und Washington damit verbunden. In politischen Kreisen fiel an der kürzlichen Erklärung Nehrus auf, daß er die Zusammenarbeit zwischen Indien und China hervorhebt, ohne Tschiangkaitschek zu erwähnen. Viele glauben, daß Tschiangkaitschek nach dem Verlust Hongkongs die Indienreise hauptsächlich deshalb unternahm, um den Kontakt mit der internationalen Finanzwelt aufrechtzuerhalten.

Die weitere Entwicklung der Indienfrage ist untrennbar mit dem Schicksal Burmas verbunden. Wollte man nicht von hier aus den japanischen Truppen in Thailand und Malaya in den Rücken fallen und zweitens Indien verteidigen? Am 5. März hielten Wavell und Tschiangkaitschek eine geheime Konferenz in Lashio ab, um die Möglichkeiten der Verteidigung Burmas zu besprechen. Zwei Tage später beschloß die Militärkonferenz in Tschungking laut einer Domei-Meldung, eine großangelegte Gegenoffensive in Burma zu starten. Der Plan sah angeblich die chinesischn-britische Verteidigung Ranguns mit gleichzeitigem Angriff auf den japanischen Nachschub und die Bedrohung Nordthailands vor. Mit der Eroberung Ranguns sind die Japaner auch diesen Spekulationen zuvorgekommen.



## ES HAT DOCH FREUDE GEMACHT

Elsässer im Reichsarbeitsdienst

Dürrenzen, Mitte März

Das Thema der Unterrichtsstunde in der Abteilung Herrmann (Schwarzwald) des Reichsarbeitsdienstes hieß: Das deutsche Elsass. Der jugendlich temperamentvolle Oberfeldmeister, der den Unterricht abhielt, sprach vom geographischen Bild des Elsass als dem Spiegel des Landes Baden, in dem die Münsterberge von Freiburg und Straßburg, Schwarzwald, Rheinebene und Vogesen hüben und drüben die entsprechenden Merkmale seien. Mit diesem köhn vereinfachten Gleichnis kam er zu dem leichtlin überzeugenden Schluß, daß beide Länder zusammengehören, eines ohne das andere nicht denkbar wäre. Er führte seinen Gedanken weiter, wenn er durch knappe Fragen an einzelne Männer seiner rund 180 Mann starken Abteilung — ein Drittel von ihnen waren Elsässer — etwas vom Gesicht der Städte und Dörfer erfahren wollte und wenn aus den zögernden und manchmal unbeholfenen Antworten das Bild sich allmählich rundete: daß diesseits und jenseits des Rheins nämlich Fachwerkhäuser ständen, daß Vieh und Ställe die gleiche Beschaffenheit hätten und daß vor allen Dingen eines gemeinsam sei: die deutsche Sprache der Menschen.

Seit Oktober 1941 sind die jungen Elsässer vom Jahrgang 1922 Arbeitsmänner. Durchgängig ist ihre Zahl der dritte Teil einer Abteilung, während die beiden anderen Teile Reichsdeutsche aus Baden, Württemberg und anderen Gauen sind. Der Arbeitsdienst ist für den Elsässer die erste der erlebenden Maßnahmen, denen der junge Reichsdeutsche schon seit einer geraumen Weile unterworfen ist; er stellt die Einführung in die staatsbürgerlichen Pflichten seiner größeren deutschen Heimat dar, in die das Elsass jetzt wieder aufgenommen wird. Elsass und Baden — in der gebietsmäßigen Begrenzung tatsächlich eines das Spiegelbild vom anderen mit dem Rhein als Mittelachse — bilden zusammen den Arbeitsgau XXVII, der in 36 Abteilungen (Lager) gegliedert ist; 15 davon liegen im Elsass. Der Arbeitsdienst für die weibliche Jugend, den abzuleisten die jungen Elsässerinnen gleichfalls seit Oktober 1941 verpflichtet sind, bezeichnet das entsprechende Gebiet als Bezirk 18 Oberrhein.

Schwieriger als die organisatorische war die Aufgabe, das Vertrauen der Elsässer — der jungen und besonders auch der alten — zu gewinnen und die Vorurteile zu neutralisieren, die feindliche Propaganda bewirkt hatte. Hierbei zeigte es sich nun, daß dem männlichen und in besonderer Maße auch dem weiblichen Arbeitsdienst Wirkungsmöglichkeiten innewohnen, die weit über die sichtbaren Grenzen hinausgehen. Die Arbeitsdienstpflicht allein würde noch gar nichts erreichen, wenn es nicht gelänge, die Mehrzahl der Arbeitsmänner und Arbeitsmädchen, denen Eltern und Angehörige davon zu überzeugen, daß der Arbeitsdienst eine für sie nützliche Einrichtung ist und daß der Nutzen auf eine menschliche Weise erreicht wird, daß also die Töchter und Söhne der elsässischen Eltern im Arbeitsdienst gut behandelt, gekleidet und ernährt werden.

Lauterburg im Nordelsaß, eine Industriestadt mit vor dem Kriege rund 10.000 Einwohner, hat durch die Kampfbefehlungen stark gelitten. Spuren häufiger Beschießungen sind noch allenthalben zu sehen. Tabak- und Teppichindustrie und eine Stofffabrik geben einem großen Teil der Bevölkerung, die heute 4075 Köpfe zählt, Arbeit und Verdienstmöglichkeit. In der ehemaligen Kaserne der „Garde mobil“, deren Häuser noch die brüchigen Einbauelemente von Maschinengewehrgeräten wie schräg über die Mauern laufende Ornamentbänder zeigen, liegt jetzt der Arbeitsdienst, dessen Männer den über den Rhein gehenden deutschen Truppen Juli 1940 auf dem Fuß folgten. Sie bauten zunächst für die zurückkehrende elsässische Bevölkerung Baracken, da die Häuser zum großen Teil nicht mehr bewohnbar waren. Sie hatten dann bei der Beseitigung der Drahthindernisse der Maginot-Linie und bei der Neubestellung des Bodens, der seit drei Jahren brachlag und einer Wüste glich: das Land diente der französischen Regierung lediglich als Aufmarschgebiet. Trotzdem der Boden gut und ertragreich ist, gibt es in Lauterburg nur sechs wirkliche Bauernfamilien. Die Stadt und ihre Umgebung waren

beim Einzug des Arbeitsdienstes vollständig vermint, man zählte auf je 2 qm Boden eine Tellermine. Außerdem gab es weder Wasserleitung noch Kanalisation. An der Beseitigung all dieser schlimmen Zustände arbeitete der Arbeitsdienst, und die Art und Weise, wie er das tat und wie er sonst auftrat, war um das Vertrauen der Bevölkerung.

Jetzt sind auch in dieser Abteilung rund 70 Männer aus dem Elsass, die, im Durchschnitt größer und kräftiger als die Reichsdeutschen, auch am Ausdruck der Gesichter und der Haltung leicht zu erkennen sind. Sie sind 1922 geboren, die Reichsdeutschen dagegen 1923. Außerdem war die Nachkriegsernährung im Elsass wesentlich besser als in Deutschland; diese beiden Tatsachen bedingen den Unterschied in der körperlichen Konstitution. In jeder Abteilung findet sich eine geringe Anzahl von elsässischen Arbeitsmännern, die kein Wort Deutsch, sondern nur Französisch sprechen — man hat dafür gesorgt, daß diese Männer auf die einzelnen Trupps verteilt wurden, und hielt den Zwang, sich zu verständigen, in diesem Fall für den besten Sprachunterricht, für einen regelmäßigen Sprachunterricht langte die Zeit nicht.

Eine immer wiederkehrende Erfahrung ist es, daß die jungen Elsässer wohl eingeschüchtert und voller Ängste selten aber mit grundsätzlich schlechtem Willen zum Arbeitsdienst kamen. Die ersten Tage ihrer Dienstzeit waren immer für die ganze Einstellung zum Arbeitsdienst entscheidend. Sobald sie merkten, daß sie nicht in ein Konzentrationslager geraten waren, daß keine Peitsche in der Hand der Führer ihren Rücken bedrohte, daß es ausreichend zu essen gab und daß die Vorgesetzten sich sogar um den einzelnen persönlich kümmerten, verschwand ein großer Teil des Mißtrauens. Die neuen Erfahrungen wurden nun in ausführlichen Briefen nach Hause berichtet.

Die Führung des Arbeitsdienstes sah sich hier mehr als bisher vor der Notwendigkeit, erziehende Arbeit zu leisten. Unterricht, Sport und Freizeitgestaltung rückten gleichberechtigt neben Ordnungsgewöhnung und Baustellenarbeit. Die Arbeitsmänner mußten sorgfältig, fast behutsam, mit psychologischen Fingerspitzengefühl behandelt werden, ohne daß dadurch die Straffheit, der soldatische Ton leiden dürften. Der einzelne trat ein wenig mehr in den Vordergrund — und dies keineswegs zum Schaden der Idee „Arbeitsdienst“. Den elsässischen Arbeitsmännern mußten die Selbstverständlichkeiten unseres politischen Lebens, Begriffe wie NSV, Winterhilfswerk, Partei oder Aufbau des Staates, überhaupt erst einmal erklärt werden.

Ein Kameradschaftsabend in Lauterburg mit einem sorgfältig abgestimmten Programm



KÖHLER IM DEISTER

Aufnahme Seebens

zeigte das Ergebnis all der vielfältigen Bemühungen des Arbeitsdienstes. Die Elsässer hatten einen Chor zusammengestellt, der den reichsdeutschen Kameraden elsässische Volkslieder vorsang, ein Chor von Frankfurter Arbeitsmännern sang dagegen alte deutsche Volksweisen. Anekdoten und Geschichten von Hebel und Chamisso wurden vorgelesen, eine Dreimann-Kapelle spielte Märsche und Lieder, und die männliche Begleitung schlug allmählich hohe Wogen. Auffallend war die einseitig fröhliche Kameradschaft, die auch die Führer wie selbstverständlich mit einschloß — jetzt, in diesem Augenblick jedenfalls, waren alle fest miteinander verbunden; daß dieser Augenblick auch in die kommenden Tage und Wochen fortwirken werde, war eine berechtigte Hoffnung.

Völlig neu für die Elsässer war der Arbeitsdienst für die weibliche Jugend. Der

weibliche Arbeitsdienst aber ist seinem ganzen Aufbau nach besonders geeignet, für die deutsche Sache zu werben. Die Mädchen geben im Außendienst in die Haushalte der Elsässer, helfen den Bauernfrauen bei ihrer Arbeit, essen am gleichen Tisch und sind — was wichtig ist — einzeln den Fragen und der Beobachtung ausgesetzt.

In Beunfeld an der Ill bewohnt der weibliche Arbeitsdienst eine ehemalige französische Haushaltungsschule — ein schönes, weitläufiges Gebäude mit einem Park an den Ufern des Flusses, einer schloßartigen Einfahrt und einer großen Sonnenterrasse. Wie bei den Männern sind hier ein Drittel Elsässerinnen und die gleichen Erfahrungen wiederholen sich auch. Der Tageslauf besteht aus der Arbeit, der politischen Schulung, der Lebenserziehung und der Feierabendgestaltung. Die Bauern fordern über die Bauernschaftsorganisationen des Reichslandvolkes die Mädchen an, und dieses Verfahren hat sich nach zögerndem Beginn jetzt recht gut eingespielt. In Dürrenzen, einem kleinen Dorf, das während der Kriegszeit evakuiert war, schalteten sich bei den schwierigen Arbeiten der erneuten „Besiedlung“ des Dorfes nach über einjähriger Abwesenheit, bei der Einrichtung der Häuser und dem neuen Anlaufen des häuslichen Lebens die Mädchen als willkommene Hilfe ein und wurden unentbehrlich.

Vor einiger Zeit hat man die elsässischen Arbeitsmänner einen Aufsatz schreiben lassen: „Wie stellte ich mir den Arbeitsdienst vor und wie habe ich ihn tatsächlich erlebt“. Man hat ihnen ausdrücklich gesagt, daß sie frei ihre Meinung schreiben dürften und daß ihnen auch bei negativen Feststellungen kein Leid geschehen würde. Was dabei nun Leid genannt wurde, kann getrost als ethisches Zeugnis gewertet werden. 72 Proz. der Befragten äußerten sich positiv, 16 Proz. nur verhalten sich ablehnend, und der Rest blieb unentschieden zwischen ja und nein. Es gilt also, diese 28 Proz. noch zu gewinnen, daß jeder am Schluß seiner Dienstzeit das schreiben kann, was einer von den „Positiven“ zu Papier brachte: „Die RAD-Zeit hat mir doch große Freude gemacht, und ich würde nicht gerne haben, wenn ich es nicht mitgemacht hätte... Und jetzt habe ich selbst eingesehen, daß es im RAD, doch anders aussieht, als man uns vorgesagt hat.“

W. Joachim Freyburg

## DAS WORT VOM BROT

Feldpostbrief an einen Kriegsberichter

Besitz-Reinickendorf, Mitte März

Lieber unbekannter Freund,

todmüde bin ich, es liegt ein anstrengender Tag hinter mir, der all meine Kräfte beanspruchte, aber ich kann nicht einschlafen, bis ich dir auf deinen Artikel im „Reich“ „Gold in unseren Taschen“ (Nr. 8 vom 22. Februar) geantwortet habe, denn Du hast ein Recht darauf, so bald als möglich zu erfahren, wie mir, wie uns — denn ich weiß es genau — ich schreibe es Dir im Sinne von vielen — zumute ist, wieviel Du uns gegeben hast mit Deinen Worten, daß Brot Gold ist.

Deinen Artikel haben wir hier alle an unserer Arbeitsstätte wo wir uns hauptsächlich mit Brot befassen, gelesen. Er hat uns tief gerührt und bewegt, denn nie zuvor haben wir es so gewußt, wie wichtig doch auch unsere Arbeit hier in der Heimat für Euch da draußen ist. Sie schien uns bisher doch immer etwas unwichtig, ja gering gegessen an Euren Verhältnissen und Eurer Leistung. Deine Worte haben uns nun fest von der unbedingten Notwendigkeit und Wichtigkeit unserer Arbeit hier überzeugt, und wir verzichten sie jetzt noch einmal so gern in dem Bewußtsein, daß wir einen kleinen Teil dazu beitragen und helfen können, daß Ihr stets gutes „Gold“ in den Taschen habt.

Uns wird nach hier aus allen Teilen des Reiches, auch aus Feldbäckereien, Mehl und Brot eingesandt, gutes und schlechtes Brot, hohes und flaches, armbackhaftes und geschmackloses, saures und süßes, klitschiges und festes und es wird hier auf seine Beschaffenheit, Vorräte und Fehler und auf die Ursachen der Fehler genau untersucht, chemisch, mikroskopisch und backtechnisch. Viele Brotfabriken, Bäcker oder Feldbäcker werden von uns beraten, wie sie diesen oder jenen Fehler vermeiden oder beseitigen können. Auch Du und Deine Kameraden können sich jederzeit vertrauensvoll an uns wenden, wenn Ihr Rat und Hilfe braucht, wenn Brot trotz vieler Mühe und besten Könnens nicht so wird wie Ihr davor steht und Euch vergeblich die Köpfe zerbricht: „Warum nur? Wie konnte dies passieren?“. Dann schreibt uns getrost, sendet uns das Brot und das Mehl, was dem es erbacken wurde, ein, und hier wird der Rätsel Lösung gefunden werden. Die Begutachtung erfolgt in den chemischen und technischen Laboratorien. Außerdem haben wir bei uns eine Versuchsbäckerei in welcher alle neuen vorgeschlagenen oder ausgeklügelten Backmethoden gewissenhaft auf ihre Eignung und Rentabilität im Backgewerbe geprüft werden. Hier arbeiten Wissenschaft und Praxis Hand in Hand und stützen schöne Erfolge, etwa in der „Kursausführung“, die eine große Arbeitserleichterung für Bäckereibetriebe darstellt.

Wenn Du die Laboratorien und die Versuchsbäckerei besucht und besichtigt hast — und wir glauben bestimmt, daß Du uns während Deiner Urlaubszeit einmal besuchen wirst — führen wir Dich in die Betriebsbäckerei, die Dich sicher am meisten interessieren wird. Hier gibt es drei herrliche Backöfen, einer immer schöner, größer und zweckmäßiger als der andere. Die Beheizung erfolgt mit Kohle, Gas und Elektrizität, alle drei würden Dein Herz erfreuen! Du wirst vielleicht dabei an die Backöfen in der weiten Sowjetunion denken, die auch dazu dienen, Euch das „Gold“ in Euren Tornister zu füllen. Ich schreibe hier die Prüfungsergebnisse des Brotes, die guten Ratschläge, die Berichte, Konzepte und Manuskripte der gelehrten Herren Doktoren, Wissenschaftler und Herren Bäckmeister (im Vertrauen nur zu Dir, geliebter, oft schwer leseliche Manuskript) fein säuberlich ab, wir schreiben den ganzen Tag, und der Inhalt unserer Schreibmaschinen ist immer derselbe: er handelt von Brot. Wir tippen Worte wie diese: Krumenrisse, zu geringe Lockerung, abgebackene Kruste, zu weiche Teigführung, zu fester Teig, zu knappe Gare, zu heißer Ofen, Qualität gut, Qualität sehr gut.

Es hat uns gut getan, daran erinnert zu werden, wir hatten es beinahe vergessen, daß Brot Gold ist, mehr als Gold, und wie schön ist es, daß wir dafür arbeiten dürfen, für Euch und das unentbehrliche Gold in Euren Taschen, das Brot! Für diese neue gute Erkenntnis hab Dank!

Marm Boy

## BLICK ÜBER FLACHES LAND

Norddeutschland, Mitte März

Weit geht der Blick vom Turm über das flache Land. Ein Leuchten zwischen Rot und Gelb färbt noch die westliche Wetterbank, die in einiger Höhe jäh abreißt. Durchsichtiges, frostiges Grünblau steht darüber. Starr recken sich kahle Büsche und Baumgruppen vor dem Leuchten des versinkenden Tages. Bauernhäuser trinken das letzte auf fallende Licht und spiegeln das Gelbrod des Westhimmels wider, während die abgewandte Seite tiefdunkle Schatten wirft. Um diese Stunde wächst das norddeutsche Land in seiner Weite wie ins Unendliche.

Auf mancherlei Umgang zu Füßen der schindelgedeckten Haube umgibt sich den Turm. Dort unten liegt die Kleinstadt. Die Straßen durchziehen wie dunkle Kanäle das Stadtbild, aber auf den Giebeln der Häuser schimmert auch hier ein Abglanz der untergegangenen Sonne. Der Turm ist Beobachterstand des Werklafschutzes. Ein hölzerner Verschlag im Innern der Turmmaße dient als Bereitschaftsunterkunft. Wachhäuschen in soldatischer Ordnung an der Wand. Zwei Kojen laden zur Ruhe ein. Ein flackerndes Streichholz gibt den Pfeifen

Brand, die sich wärmend in die Hände schmiegen, und bei bräuelndem Tabakqualm steigt das Bild des Krieges auf.

Der Fernsprecher raselt. „Hier Beobachter Wasserturm“. Es ist Vorwarnung. Feindliche Flugzeuge versuchen anzugreifen. Wir ziehen die Wachmütel über und treten auf den schmalen Umgang in die Nacht hinaus. Sie hat das freundliche Bild der Dämmerung verschluckt, nur in groben Umrissen erkennen wir die Fabrik. In weiter Ferse greifen die Scheinwerfer ins Dunkel, und das Mündungsfeuer der Flak greißt jäh auf. Noch schläft die Stadt, aber dann heulen die Sirenen auf. Hier und dort zeigen schmale Lichtstrahlen, die aber keinen Schein geben, daß die Keller aufgesucht werden. Ueberall aber ist der Luftschutz wachsam, bereit, etwaigen Schaden sofort zu bekämpfen. Aus vieltausend Meter Höhe dringt das auf und abschwellende Brummen der mehrmotorigen Feindflugzeuge an unser Ohr. Unsere Meldungen nimmt das Telefon auf. Wir wachen auf dem Turm über norddeutschem Land. Bis kurz vor fünf Uhr dauert die Nacht. Mit dem Schlag der nahen Glocke gibt uns der Turm frei, und die Arbeit des Tages beginnt.

Wolfgang Eickhoff



Aber eisern...

sagt Frau Klara L... Buchhalterin aus Linz

„Die Josephin, mein Mädels, die soll später eine recht schöne Aussteuer haben, wenn sie heiratet. Dafür wird jetzt eisern gespart. Im Frieden gibt's wieder das Richtige. Und des Nachbarn Franz ist ohnedies im Feld.“

Spare eisern jetzt im Krieg, kaufen kannst Du nach dem Sieg!

## Fünf einzigartige Vorteile

1. Wer eisern spart, zahlt weniger Steuern und Sozialbeiträge.
2. Die Höhe des Krankengeldes berechnet sich trotzdem nach dem vollen Lohnbetrag.
3. Der Sparbetrag wird zum Höchstsaß verzinst.
4. Das Sparguthaben ist unpfändbar.
5. Das Sparguthaben wird in Notfällen, bei der Geburt eines Kindes und bei der Verheiratung einer Sparerin auf Antrag sofort ausbezahlt.

Haben Sie Ihre Sparerklärung schon abgegeben?

BERNHARD VOIGT

## Die Farmer vom Seels-Rivier

Ein Kampf um Deutsch-Südwest

400 Seiten und 4 Karten. Vollständig. Preis geb. 2,75 RM

Deutsch-Südwest! Das unerschöpfliche Schatzland dieser Menschen, die hier Lust und Lust ihre Deutschen tragen bis zum letzten Ende, hat hier ein eigenes Erlebnis ein über Afrika geschrieben. Ein staunenswürdiges Erlebnisbuch voll Spannung und dichterischer Schönheit, das Selbstbild kolonialer Pionierarbeit.

C. DERTHELMANN VERLAG GÜTERSLOH

Gleitschutzketten und Klarsichtscheiben

NORDLAND

Deutsche Schneekettenfabrik G. m. b. H.

Berlin W 35

Seeben erschien:

## Bauen und Kämpfen

Gedichte und Bilder vom Einsatz der Frontarbeiter

Herausgegeben von der Pressestelle des Reichsministeriums

Dr. Todi

54 Seiten mit 8 farbigen Bildern, gebunden RM 3,50

Das kleine Buch ist neben den gigantischen Werken des Reichsministers ein schlichtes Denkmal seines

Wesens, der Titel ist Symbol seines Lebens.

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY · MÜNCHEN



# AUS DEN TAGEN DES HOCHMUTS

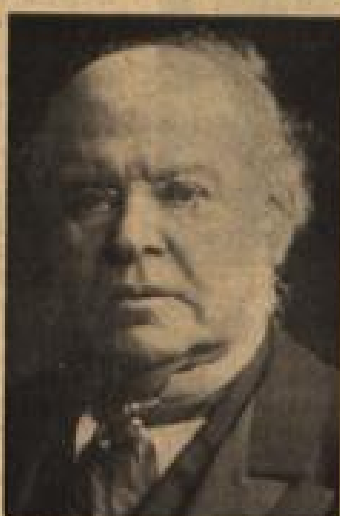
## EIN KAPITEL ENGLISCHER POLITIK / VON EMANUEL URBAS



Der bescheidene Anspruch auf das für England wenig verlockende Gebiet von Angra Pequena, den Bismarck zunächst im Einvernehmen mit England verpflanzte wollte, stieß auf den Widerstand und das Unverständnis der englischen Politik



Das unaufrichtige Ränkespiel Lord Granvilles zwang Bismarck, die deutschen Interessen in Südwesafrika auch ohne englische Zustimmung zu wahren



Lord Salisbury, während dessen Amtszeit sich wiederholt die Möglichkeit einer dauernden englisch-deutschen Freundschaft bot, lehnte jede verpflichtende Bindung ab

seinen Freunden im St-James-Club durch eine pointenreiche Erzählung dieser Szene so viel Erfolg erzielt, daß er sie späterhin noch oft zum Besten geben mußte.

### Versäumte Allianz?

Infolge des aggressiven Vorgehens Rußlands in Afghanistan erreichten im Frühjahr 1885 die Beziehungen zwischen London und Petersburg einen solchen Grad der Spannung, daß mit dem baldigen Ausbruch eines bewaffneten Konfliktes zwischen den beiden Mächten gerechnet werden mußte. Alter Tradition gemäß sahen sich die Staatsmänner in London daher nach Bundesgenossen um, die sich bereitgefunden haben würden, für Großbritannien den Krieg gegen Rußland zu Lande zu führen. In dem damaligen Kabinett Salisbury nahm Lord

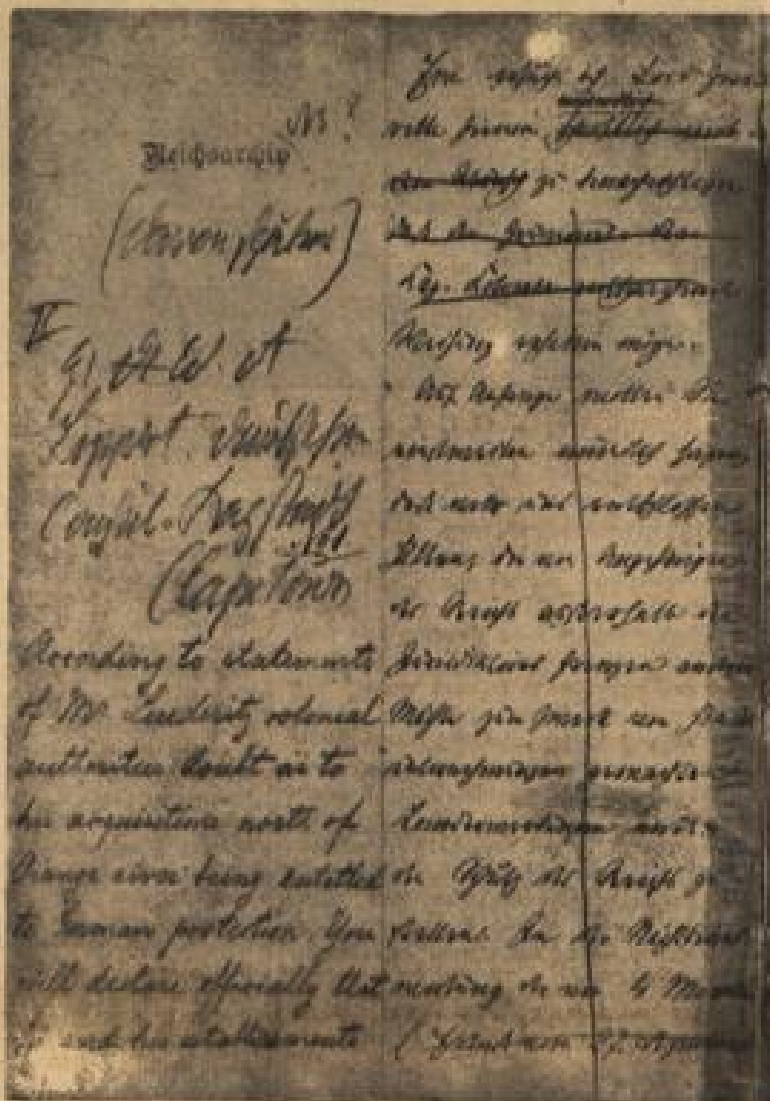
Salisbury auf die Versicherung, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen eine genügende Gewähr für die versöhnliche Ordnung jeder etwa auftauchenden Frage böten. Es mußte Bismarck daher sehr überraschen, als er einem Londoner Bericht vom 5. Dezember entnahm, Randolph Churchill habe in einem Gespräch mit dem deutschen Botschafter die Bemerkung gemacht, er bedauere, daß eine Allianz mit Deutschland trotz dem von ihm angeregten Briefwechsel zwischen Lord Salisbury und dem deutschen Reichskanzler nicht zustande gekommen sei. Dieser merkwürdige Versuch Englands, eine Allianz zu starten, ohne sich selbst zu den notwendigen Verhandlungen über die gegenseitigen Verpflichtungen zu stellen, erfuhr in dem Erlasse, mit dem Bismarck den Hatzfeldtschen Bericht beantwortete, die folgende klassische Charakterisierung: „Wenn England klare und feste Ziele hätte und vor allem den Mut, sich öffentlich dazu zu bekennen, so würde es jedes Bündnis finden, welches es brauchen könnte, aber wenn zu den parlamentarischen Schwankungen noch Mangel an Entschlossenheit und Aufrichtigkeit kommt und die Neigung, den Bundesgenossen mit einer gewissen egoistischen Bauernfängerei zu verführen, so sieht sich jeder vor.“

Als im Sommer darauf die englische Regierung einen russischen Vorstoß nach Konstantinopel, der auch die britische Stellung in Ägypten bedrohte, hatte, zu befürchten glaubte, sagte der inzwischen zum Schatzkanzler und konservativen Führer im Unterhaus vorgerückte Lord Randolph Churchill zum deutschen Botschafter: die konservative Regierung vermöge keine auswärtige Politik zu betreiben, die einen Bruch der unionistischen Mehrheit in der Kammer herbeiführen könnte; einem liberalen Gegner von der Rücksichtslosigkeit Gladstones gegenüber dürfe sich das Kabinett auf keinen Fall dem Vorwurf aussetzen, das Land in kostspielige Abenteuer zu stürzen; daher könne England eine leitende Stelle nach außen hin nicht übernehmen, sondern sich nur einer an der Entwicklung auf dem Balkan unmittelbar interessierten Macht, wie Österreich, mit

legenheit kam es auch zu einer Unterredung zwischen Salisbury und Herbert Bismarck über die deutsche Anregung. Der englische Premierminister klagte darüber, daß die Zeiten Pitts, in denen die Aristokratie eine aktive Politik betreiben konnte, einem demokratischen Parteiement gewichen seien, das die Regierung zur Impotenz verurteile. Unter solchen Umständen könne er, Salisbury, für den Augenblick nichts anderes tun, als den Vorschlag des Reichskanzlers „auf dem Tisch liegen zu lassen, ohne ja oder nein zu sagen“.

Diese Erfahrungen des Fürsten Bismarck mußten auch für seine Nachfolger maßgebend bleiben. Kein englischer Staatsmann der Epoche zwischen dem deutsch-französischen Krieg und dem ersten Weltkrieg hatte persönlich eine so starke Stellung gegenüber der Öffentlichkeit, dem Parlament und der Krone wie Lord Salisbury. Kein anderer war wohl auch einem dauernden Freundschaftsverhältnis zu Deutschland geneigter. Wenn also dieser dem Gedanken eines formellen Bündnisses zwischen den beiden Nationen nicht zugänglich war und sich außerstande fühlte, eine solche Verpflichtung im Parlamente zu vertreten, so galt vollends für jede andere englische Regierung, die etwa so tat, als suche sie eine Anlehnung an das Reich, die von Bismarck gewonnene Auffassung, es liege im Wesen der britischen Politik, nur ein solches Arrangement mit Deutschland anzustreben, das zwar die Politik des Reiches festlege, Großbritannien aber nicht die Hände binde.

Dies erklärt auch durchaus die Haltung der deutschen Regierung gegenüber dem angeblichen Bündnisführer Englands vom Jahre 1901, den der Legationsrat Freiherr von Eckardstein in einem Gespräch mit dem englischen Kolonialminister Chamberlain festgestellt haben wollte. Im Verlauf der Verhandlungen, die sich daran knüpften, erhob das Kabinett Salisbury vor allem die Forderung, es möge ihm der genaue Inhalt der Verträge zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien vertraulich mitgeteilt werden. In einer Unterredung zwischen Wilhelm II. und Eduard VII. auf Wilhelmshöhe am 23. August 1901 sollte die Möglichkeit einer bündnisähnlichen Verständigung



Bismarcks Instruktion an den deutschen Botschafter in London, nachdem der deutsche Reichskanzler vier Monate vergeblich auf eine Antwort des englischen Kabinetts gewartet hatte



Der englische Vizekönig in Coburg. Trotz der engen verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Herrscherhäuser, die die Verständigung hätten erleichtern müssen, wurde gerade Eduard VII. zum Träger der gegen Deutschland gerichteten Einkreisungspolitik

### Der gichtkranke Minister

Im Auftrag seines Vaters fuhr dann Herbert Bismarck nach England, und Lord Granville (Auchte in seiner Unterredung mit diesem am 14. Juni einen bresthaften, von Gichtanfällen gemarterten, überarbeiteten Würdenträger vor, dem die ganze Angelegenheit unbekannt war, der auf der Landkarte erst suchen mußte, wo eigentlich Angra Pequena lag, und nach langem Hin und Her feststellte, daß der Schriftwechsel mit der deutschen Regierung in das Kolonialamt geraten sei, das irrtümlicherweise das Foreign Office von der Sache nicht verständigt hätte. Wiewohl Lord Granville am 13. Juli Herbert Bismarck schriftlich mitteilte, das britische Kabinett habe den deutschen Standpunkt in der Frage von Angra Pequena einstimmig akzeptiert, telegraphierte der Kolonialminister Lord Derby am 14. Juli an die Kapregierung, sie möge die ganze Westküste einschließen.

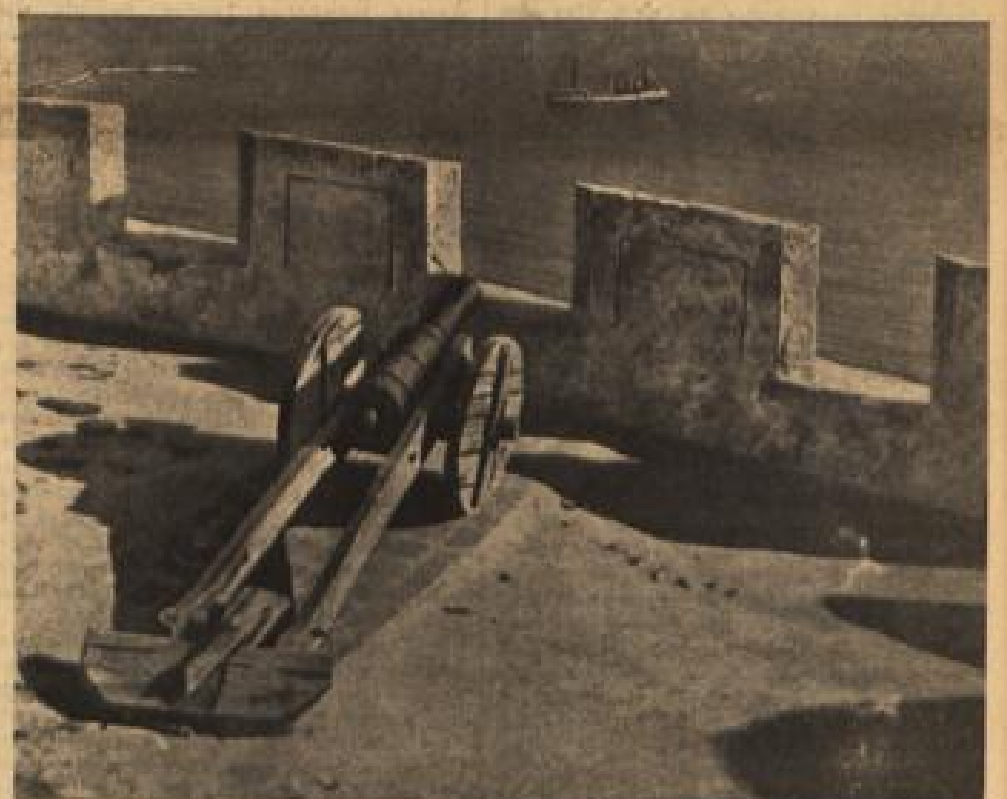
lich der Walfisch-Bai und Angra Pequena sofort annektieren. Um zu verhindern, daß die deutsche Regierung mit einer Flaggenhissung in Angra Pequena zuvorkomme, unterhielt Granville inzwischens mit der deutschen Regierung eine umständliche Korrespondenz über eine vom Londoner Kabinett plötzlich aufgeworfene Forderung, daß Angra Pequena keine deutsche Strafkolonie werden dürfe.

Da riß Fürst Bismarck die Geduld, und er befahl am 23. August, daß in den Gebieten, welche die Gesellschaft Hanne-mann-Bleichröder-Dyes bei der Walfisch-Bai erworben hatte, „unverzüglich die deutsche Flagge gehißt werde“.

Es wird erzählt, Granville habe am Abend jenes Tages, an dem er in der Unterredung mit Herbert Bismarck den ahnungslosen Greis gespielt hatte, bei

Randolph Churchill, der Vater des gegenwärtigen Premierministers, die Stelle eines Ministers für Indien ein. Auch Randolph Churchill verzehrte sich ungesetzt in Sehnsucht nach Kriegsrufen. Das scheint eine Art Familien-erbe zu sein. Randolph Churchill betrieb also damals, namentlich als zur afghanischen auch noch die ostrumelische Streitfrage trat, eine kriegerische Politik gegenüber Rußland und suggerierte zur Unterstützung seiner Pläne unter anderem dem Premierminister, dem Fürsten Bismarck in einem Briefe eine Verständigung mit England nahezu legen.

Das Schreiben, das Lord Salisbury auf Drängen Churchills am 2. Juli 1885 an Bismarck richtete, ging aber über den Wunsch nicht hinaus, „to restore the good understanding between the two countries“. Natürlich beschränkte sich auch Fürst Bismarck in seiner Antwort



Agadir: „Deutschland bedroht den Weltfrieden!“ Das war schon 1911 die Propagandahaus der Entente Cordiale geworden, als Deutschland in Marokko auf dem Recht der „offenen Tür für alle“ bestand

„Deutschland bedroht den Weltfrieden!“ Das war schon 1911 die Propagandahaus der Entente Cordiale geworden, als Deutschland in Marokko auf dem Recht der „offenen Tür für alle“ bestand

moralischer Unterstützung („moral support“) anschließen, wenn es gleichzeitig auch eines solchen moralischen Rückhaltes seitens der deutschen Regierung sicher wäre. Unter den Bericht des Grafen Hatzfeld über diese Auslassungen Randolph Churchills schrieb Herbert Bismarck: „Mir scheint Churchill will uns über den Löffel barbiere.“

Indessen flößten in der Folge der bedrohlich anschwellende Druck, den Zar Alexander III. auf die deutsche und österreichisch-ungarische Politik auszuüben versuchte, die Nachwirkungen der boulangistischen Bewegung in Frankreich und die ersten Anzeichen einer russisch-französischen Verständigung dem Fürsten Bismarck schwere Besorgnisse ein. Er entschloß sich deshalb, im Januar 1889 Lord Salisbury durch den Grafen Hatzfeld in vertraulicher Form seine Überzeugung ausdrücken zu lassen, daß der Friede nicht sicherer erhalten werden könne als durch den Abschluß eines Vertrages zwischen Deutschland und England.

### Salisbury weicht aus

Als sich Hatzfeld seines Auftrages entledigte, erbat Salisbury einige Zeit zu reiflicher Ueberlegung, kam aber auf die Sache dann nicht mehr zurück. In der zweiten Hälfte März entsandte Bismarck seinen Sohn Herbert in besonderer Mission nach London. Bei dieser Ge-

nochmals erwogen werden, aber Salisbury hatte den Faden vorher bereits mit der Erklärung durchschnitten. Englands Sicherheit hänge nicht von Bündnissen, sondern von seinen Kreideeisen und seiner Flotte ab.

### Zeit der Drohungen

Was konnte einen so gemessenen Staatsmann wie Salisbury veranlassen, Deutschland an die Kreideeisen von Dover und an die britische Flotte zu erinnern? Es war die Sorge um die Aufrechterhaltung der englischen Seeherrschaft. Die bisher versuchte Methode der Einschüchterung hatte versagt, es kam die Epoche der Drohungen. Der Erste Lord der Admiralität Lee wagte eine Sprüche die in Friedenszeiten zwischen zwei großen Nationen damals unangebräuchlich war. „Den Deutschen muß man jede weitere Entwicklung ihrer Flotte verbieten“, forderte er in einer Rede und fuhr wörtlich fort: „Wenn es aber trotz allem zum Krieg kommen sollte, so werden wir die deutsche Flotte vernichten, ehe die Deutschen die Kriegserklärung in den Zeitungen lesen werden.“ Bei Gelegenheit eines Besuchs Eduards VII. auf Schloß Friedrichshof im August 1906 schlug der permanente Unterstaatssekretär im Foreign Office Sir Charles Hardinge im königlichen Auftrag dem deutschen Kaiser selbst ins Gesicht den Ton des Admirals Lee an, bis er, von Wilhelm II. mit der Bemerkung: „Dann



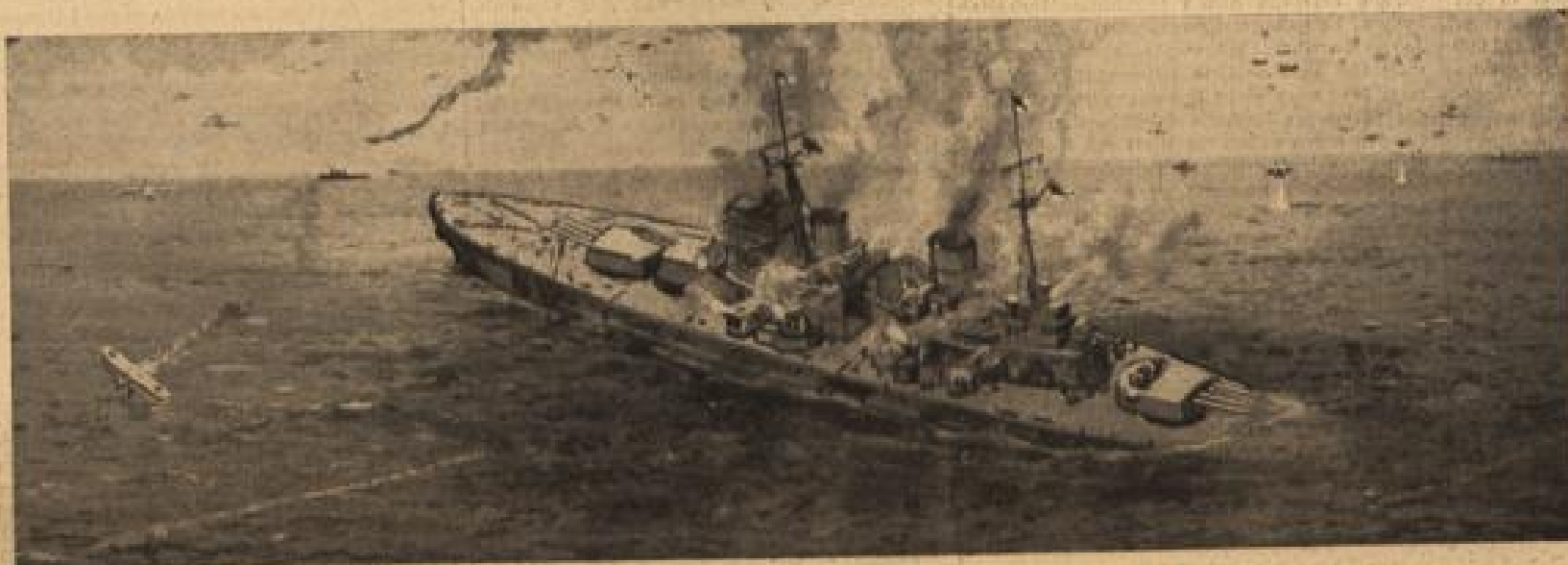
werden wir eben kämpfen!" zurechtgewiesen, den Kaiser hat, seine Worte als versehentliche und private Äußerungen zu vergeben.

#### Sir Ernest Cassel erscheint

Nachdem das Gewitter noch einmal vorübergezogen war, meldete sich am 29. Januar 1912, beim Deutschen Kaiser von Ballin eingeführt, Sir Ernest Cassel. Die Berufung dieses Finanzpolitikers auf eine geheime Mission, die ihm von der englischen Regierung übertragen worden wäre, und ein von ihm vorgewiesenes Blatt Papier, das in einem Tele-

war das Signal zu einem offenen Kampf gegen den deutschen Flottenbau. Das englische Kabinett glaubte ihn dadurch wirksam zu unterstützen, daß es der deutschen Politik überall, wo immer es Gelegenheit fand, in Paris, auf dem Balkan, in Vorderasien, in Marokko, mit größter Schärfe entgegentrat. Es war die falsche Tonalität, seit 30 Jahren immer die gleiche falsche Tonalität, in der man zu Deutschland sprach, wenn man in London die deutsche Regierung an den Verhandlungstisch zwingen wollte. Diese Versuche, Deutschland einzuschüchtern, steigerten sich zur Zeit der zweiten Ma-

ße seit jeher in allen Fragen abgelehnt haben, früher einmal in der Kolonialfrage, am Vorabend des ersten Weltkrieges in der Frage einer Neuordnung Europas. Granville, Joe Chamberlain, Salisbury, Hardinge und Haldane sahen Deutschland alle durch die gleiche Brille und trugen das gleiche Gewicht der Schuld an dem Bruch von 1914. Auch ihren Nachfolgern nach Versailles galt und gilt als unumstößlicher Grundsatz, daß Deutschland auf einer tieferen Stufe als England stehe und bleiben müsse. Unterschiedliche Auffassungen bestan-



Die Einkreisungspolitik ist am Ziel: Sir Edward Grey bei seiner Rede im Unterhaus am 3. August 1914 an die sich die Kriegserklärung an Deutschland anschloß

Nach der hochmütigen Abweisung deutscher Lebensrechte die Drohung mit der Flotte. So war es vor dem Weltkrieg, so sollte es nach dem Weltkrieg bleiben

Aufnahmen: Arthur G. Scherl, Lang, L. Melton, Big, Hendrik G. Weibull G. Sammlung Olsson, Buchschreiber, Illustrated London News

Im zweiten Weltkrieg kann die englische Flotte nicht mehr die Wogen beherrschen. Der Untergang der stolzen Schiffe „Repulse“ und „Prince of Wales“, die heftigsten Schläge unserer U-Boote und Luftwaffe offenbaren, wie verhängnisvoll England seine Macht überschätzt hat

grammstil von nicht ganz 100 Worten die Skizze eines Abkommens in drei Punkten enthielt, jedes Zeichen eines amtlichen Ursprungs aber vermissen ließ. Isten das übrige, um dem seltsamen Sendboten innerhalb weniger Stunden die Tür zum kaiserlichen Arbeitszimmer zu öffnen.

Asquith, der damalige Premierminister, und Grey, der zu jener Zeit die auswärtige Politik Englands leitete, wollten später von dem Schritt nichts gewußt haben; nur aus den Angaben Churchills in „The World Crisis“ kann man schließen, daß Cassel vor seiner Reise tatsächlich Besprechungen mit einigen Mitgliedern des englischen Kabinetts gehabt hatte. Der Kern des Vorschlags war: Zurücknahme der deutschen Flottenvorlage. Cassel versprach für den Fall einer günstigen Aufnahme, daß Grey und Churchill — seit 23. Oktober 1911 Erster Lord der Admiralität — alsbald in der deutschen Hauptstadt erscheinen würden.

Die Antwort der deutschen Regierung zeigte die Bereitwilligkeit zu einer Verständigung mit einem Ernste, der in einem heute schwer verständlichen Maße die englische Regie verkannte. Doch sah man sich immerhin zu einer Erklärung veranlaßt, man könne zunächst von der dem Reichstag und dem deutschen Volk bereits angekündigten Flottennovelle nicht mehr abgehen. Grey und Churchill blieben daraufhin zu Hause, nur der Kriegsminister Lord Haldane wurde der Form halber nach Berlin geschickt. Seiner Mission kam keinerlei politische Bedeutung mehr zu, wie Grey dem französischen Botschafter Paul Cambon versicherte, noch ehe Haldane seinen Fuß auf das Berliner Pflaster gesetzt hatte. Kurze Zeit darauf beschloß man in London, das Mittelmeergeschwader nach der Nordsee zu ziehen und marinestrategische Besprechungen mit der Petersburger Regierung einzuleiten. Nebenbei versuchte Grey, die Zwischenträger Cassels und Ballins auf eine deutsche Anregung zurückzuführen.

Bald darauf geschah es, daß die Bewohner der englischen Insel eines Morgens beim Erwachen sich einer furchtbaren Erscheinung gegenüber sahen: der See, die sie so viele Jahrhunderte schützend umschlossen hatte, war das Gespenst einer deutschen Invasion anstiegen. Wie auf ein verabredetes Zeichen sprach man in der Presse, im Parlament, in den politischen Clubs, in Hyde-park-Corner nur mehr von der Möglichkeit einer überraschenden deutschen Landung an der englischen Küste. Das



„Unglücklicherweise ist das Meer das einzige Element, das sich gegenwärtig nicht unter meiner Kontrolle befindet.“ Diese Karikatur aus dem „Punch“ von 1921 ist heute bittere Wirklichkeit für Churchill geworden

rokkokrisis im Sommer 1911 zur unverhüllten Kriegsdrohung. Während Frankreich auch nach dem Panthersprung von Agadir keinen Reservisten einzog, wurde die britische Flotte mobilgemacht und alle im Atlantik kreuzenden Geschwader in Cromarty zusammengezogen, wo sie mit ausgebrachten Schutznetzen und Dampfpaufen jeden Augenblick den Befehl erwarteten, in Aktion zu treten.

#### Die historische Schuld

Wenn die englischen Staatsmänner alle Gelegenheiten, sich mit dem nationalsozialistischen Deutschland auf breiter Grundlage zu verständigen, ungenutzt haben an sich vorbeigehen lassen, so war daran jene Ueberheblichkeit in Downingstreet schuld, mit der sie ein Faktieren mit Deutschland auf gleichem

den zwischen 1933 und 1939 nur in der Hinsicht, wie weit es ein englischer Vorteil sein könnte, den Deutschen im übrigen Lebens- und Bewegungsfreiheit zu gestatten. Nach geistiger Haltung und grundsätzlicher Einstellung war es auf der ganzen Linie nur die Fortsetzung der Politik von 1914. Selbst das sogenannte Cliveden Set im Hause der Lady Astor, dem im Jahre 1937 Bemühungen um eine Versöhnung Deutschlands zugeschrieben wurden, bewegte sich auf der gleichen Ebene der Illusion, England könnte auf dem Wege kolonialer Zugeständnisse das Reich wirksamer unter Kontrolle halten als durch eine ablehnende Politik.

Daß man in Downingstreet die Reichsgründung vom 18. Januar 1871 niemals voll zur Kenntnis genommen hatte, hätte



3. September 1939: Neville Henderson, Englands Botschafter in Berlin erhält seine Pässe und verläßt das Auswärtige Amt. Wieder hat Englands Politik des Hochmuts und der Verständnislosigkeit für deutsche Lebensfragen Europa in den Krieg gestürzt

schon deshalb in London nicht als bewährte außerpolitische Tradition auch nach dem Jahre 1933 angesehen werden dürfen, weil diese Politik bereits einmal zum Krieg geführt und weil sich Versailles und allen Versailler Methoden zum Trotz der Bismarcksche Reichsgedanke als widerstandsfähig erwiesen hatte. In den letzten siebzig Jahren aber hat sich nach Ansicht Londons nichts ereignet, wodurch das deutsch-englische Verhältnis auf eine andere Ebene gehoben worden wäre.

Der englische Minister, der der britischen Außenpolitik in den Jahren nach

Der Nachfolge Salisburys und Greys 1901 Roosevelt. Die gleiche Politik anglo-amerikanischen Hochmuts hat Ende 1941 Japan gezwungen, um sein Lebensrecht zu kämpfen

dem ersten Weltkrieg den Stempel aufgedrückt hat, war Lord Curzon, den nur ein Zufall verhindert hat, im Mai 1923 zur Ministerpräsidentschaft aufzusteigen. Harold Nicolson hat in seinem 1934 erschienenen Buche „Curzon. The last phase“ über die Tätigkeit dieses von ihm glorifizierten Staatsmannes gesagt: „Die vier Jahre Lord Curzons im Foreign Office werden noch lange ein Problem bleiben. Hier war ein Mann mit großer Intelligenz, flammender Energie, klaren Ideen, unvergleichlichem Wissen, reicher Erfahrung; diesem Manne wurde eine Gelegenheit geboten, wie sie einem Staatsmann von heute nur selten zuteil wird“ — und trotzdem, und obwohl sein Urteil in fast allen Fällen richtig und klar vorausschauend war, sank die britische Politik unter seiner Führung vom Gipfel höchster Macht zu einem Tiefpunkt der Ohnmacht herab, wie sie seit der Restauration nur selten erreicht wurde.

Niemals hat es in der Geschichte ein Rätsel gegeben, das einfacher zu erklären gewesen wäre als dieses. Die Antwort ist: weil nirgends der politische Mensch so weit hinter der Zeit zurückgeblieben ist wie in England. Ist es begreiflich, daß dieser Nicolson, der als Diplomat in den ersten Nachkriegsjahren manchen tieferen Einblick in die außerbritische Welt werfen durfte, an Curzon vor allem rühmte: „Er glaubte zutiefst daran, daß Gott das britische Reich zum Werkzeug seines Ratschlusses ausserleben hat?“ Die Politik des englischen Hochmuts fand in Winston Churchill schließlich den Mann, der England zu seinem Unglück in den zweiten Weltkrieg steuerte.

Der klagende Ton eines Signahorns von irgendeinem Kriegsschiff in einem Mittelmeerhafen“, so schreibt Nicolson über die Gefühlsseite bei Lord Curzon, „ein Sikh-Wachposten in Kalati Ghilzori, der die Flagge salutierte, ein Feldwebel vom Train, der Medikamente auslud in Bushire, eine Pinasse, die unter der weißen Flagge den Jangtse Kiang hinaufschiffte, eine Abteilung des Kamelkorps in Abu Hamed, die weißen Enten des Hafensoffiziers in St. Helena — das alles gab ihm das Gefühl von Rassenüberlegenheit, Rassenleistung und persönlicher Rechtfertigung.“

Die Pinasse auf dem Jangtse Kiang ist jetzt von den Japanern eingezogen worden, das Kriegsschiff in dem Mittelmeerhafen muß sich hüten, durch klagende Signale die Aufmerksamkeit feindlicher Flieger auf sich zu lenken, der Sikh-Wachposten meutert vielleicht in diesen Stunden. Nur die weißen Enten auf St. Helena sind noch übrig. Das ist heute die englische Wirklichkeit.





# Drei Städte machen Jahresbilanz

Bremen — München — Stuttgart

Städte machen in jedem Jahre einmal Bilanz, im Frieden und im Krieg. Sie legen Rechenschaft ab vor ihren Bürgern, stellen einen Haushaltsplan auf, der ihre Ausgaben und Einnahmen ausweist, und verwenden mit Hilfe der Statistik die Leistungen, die sie für ihre Einwohner vollbracht, in städtische Rechen von Zahlen, die nur mit Hilfe der Phantasie wieder das vielgestaltige, reiche Leben annehmen, aus dem sie entstanden, und an dem jeder Bürger teilhat. Er wird sich kaum dessen bewußt, wie großer Mühen und Aufwendungen, welche einem schwierig aufbauenden Verwaltungsapparat, wie vieler Ueberstunden Tausender von Beamten Angestellten und Arbeitern und wie zahlreicher Sitzungen der Ratsherren und Beigeordneten es bedurfte, um das Dasein mit der Sicherheit zu umgeben, die er als selbstverständliches hat.

Bremen, München und Stuttgart, deren Bilanzen für das volle Kriegsjahr 1940/41 heute vorliegen und durch ihre Oberbürgermeister den Ratsherren und die Beamtenschaft (und damit auch der Öffentlichkeit) erstattet wurden, sind drei Städte, die sich nicht nur durch ihre geographische Lage, sondern auch durch ihre Größenverhältnisse, den Charakter ihrer Einwohner, ihre Bedeutung, ihre besonderen Aufgaben, ihre Geschichte, ihr Wesen sehr stark voneinander abgrenzen. Jeder, der sie kennt, verbindet mit ihnen, hört er nur ihren Namen, eine feste umrisse Vorstellung, die ihre Bilder aus der Landschaft, in der die Städte wachsen, bezieht, aus sicheren Erinnerungen an ihre baulichen Auftritte, an bestimmte Gebäude, Bauwerke, Plätze und Straßen, und sich keineswegs nur auf das Münchner Hofbräuhaus, die Rebenhügel, zwischen denen Stuttgarts Giebel liegen, und den Bremer Ratskeller zu beschränken braucht. Davon steht in den Jahresberichten nichts, die sich an nüchterne, sachliche Tatsachen halten. Sie sind sich daher in vielen Punkten ähnlich und lassen sich sogar miteinander vergleichen, weil, im Süden wie im Norden, der Krieg dem Leben vielfach die gleichen äußerlichen Formen gegeben hat.

## Ein Familienkreis

Trotzdem Städte sind wie Familien. Sie leben, wie diese eng verbunden mit dem Schicksal des ganzen Volkes und den Geschehnissen der Zeit, denen sie ihren Tribut zahlen müssen, doch auch noch ihr eigenes Dasein, ihre eigenen Freuden, Pläne, Sorgen und Nöte. Sie bewahren, heute vielleicht ängstlicher denn je, ihre Eigenheiten, die aus ihrer Geschichte und Tradition wachsen und sie unverkennbar absetzen von anderen, so sehr auch die zeitbedingten Erscheinungen des Krieges bemüht sein mögen, die Existenzformen der Menschen zu normen, die Verwaltungsapparate der Behörden auf bestimmte Aufgabengebiete zu konzentrieren und überhaupt das ganze Leben unter die allgemeine gültigen Bedingungen überall gleicher Pflichten, Leistungen, Notwendigkeiten oder auch Entbehrungen und Verzichte zu stellen. Am Wesen, am Charakter der Städte ändert sich dadurch nichts.

Leist man die Bilanzen dieser drei Städte, so sieht man sofort, daß die Kriegsaufgaben in ihnen genau die gleichen sind und daß alle Kräfte angespannt wurden, sie zu erfüllen. Bremen ist unter den drei Städten diejenige, die dem Kriege selbst oft am nächsten war. Es erlebte Fliegeralarme bei Tag und bei Nacht, und es sah, wenn wieder einmal Bomben auf Wohnviertel gefallen waren, daß die Stadt alle Vorkehrungen getroffen hatte, um Luftangriffsschäden schnell zu beseitigen, daß die Abwehr ständig verstärkt wurde und die Luftschutzeinrichtungen unermüdlich mit allen modernen Mitteln verbessert wurden. Bremen ist die erste deutsche Stadt, in der Männer der Polizei, des Selbstschutzes, des Sicherheits- und Hilfsdienstes mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurden, wie Soldaten, die sich an der Front hervortun.

Das Bauwesen hat, fast nur für kriegswichtige Aufgaben, einen Umfang angenommen, der über die normale Friedenzustand weit hinausgeht. Es umfaßt, in Bremen, den Bau starker öffentlicher Bunker, Aufklärungsarbeiten und Beseitigung von Sachschäden, aber auch die Beschaffung zusätzlicher Arbeitskräfte, ihre Unterbringung und Betreuung in Barackenlagern oder anderen Unterkünften, die Verteilung der Baustoffe und Konsumgüter, Aufgaben, die mit der Dauer des

Krieges nicht leichter werden. Auch in Stuttgart und in München hat man vorsorglich Luftschutzmaßnahmen ergriffen und darüber manche andere Arbeit zurückstellen müssen.

## Schuhe, Seife, Möbel

Der Krieg hat die Ernährungs- und Wirtschaftsämter geschaffen. Die Städte haben sie eingerichtet und mit Personal besetzen müssen, um ihre größte und wichtigste Aufgabe, die Bevölkerung reibungslos und regelmäßig mit Nahrungsmitteln und bezugsbeschränkten Waren zu versorgen, erfüllen zu können. Es war zuerst oft ungeschultes Personal, das sich einarbeiten mußte und sich in vielen Ueberstunden den ungestörten Ablauf des Verteilungssystems sicherte. Es werden heute außer Lebensmittel bewirtschaftet: Spinnstoffe, Schuhe, Seife, Kohle, Treibstoffe, Reifen, Treibbenzen, Erdöl, Textilbenzin und Möbel. Und es spielt für das Maß der Schwierigkeiten, die der ständig wachsende Apparat verursacht, kaum eine Rolle, ob eine Stadt von 828 000 Einwohnern wie München, 460 000 wie Stuttgart oder 342 000 wie Bremen, ob sie wie Berlin vier Millionen oder, wie irgendeine Kleinstadt, nur zehntausend zu beköstigen und zu ernähren braucht, die Anforderungen sind überall, abgestuft nach der Größenordnung der Städte und den dadurch bedingten Möglichkeiten und Hilfsmitteln, gleich groß. Jede Lebensmittelkarte, jeder Warenantrag, jeder Bezugsschein muß geprüft, gebucht, abgerechnet werden. Kaum hatte der Apparat, der dazu erforderlich war, ein scheinbar festes Fundament, mußte er schon wieder vergrößert werden, weil neue Aufgaben hinzukamen.

München hat in diesem Jahre nicht weniger als 2000 Erlasse und Weisungen gezählt, die durchgeführt werden mußten. Es nennt auch sonst noch einige aufschlußreiche Zahlen. Im Januar 1941 besuchten 80 000 Menschen die Kohlenstelle, von Januar bis April schrieben monatlich zehn- bis zwanzigttausend Einwohner ebendort Briefe. Die 48 Kartenverteilungsstellen Münchens wurden in der Woche von etwa 100 000 Personen aufgesucht. Im Laufe des Jahres mußten 69 523 000 Lebensmittelkarten gebucht werden, ohne die besonderen Gruppen der Schwer-, Nacht- und Langarbeiter, die Zulagekarten bekamen, ohne die Urlauber, die Ausländer, die Krankenhäuser, Kliniken, Anstalten, Kindergärten, Hotels, Pensionen und Gefängnisse.

Seit der ersten Kleiderkarte gab München 200 Millionen Punkte aus, bis Oktober 1940 aber kamen in München, obwohl noch reichliche Reserven in der einheimischen Bevölkerung vorhanden sein mußten, bereits 230 Millionen Punkte zurück, ein Beweis dafür, daß schätzungsweise ein Viertel des Münchener Textilsatzes auf Ortsfremde entfallen war.

Stuttgart unterhält 35 Kartenstellen. Mit seiner Hauptbahnhofsstation, einer städtischen Einrichtung, der 600 Lastkraftwagen zur Verfügung stehen, wurden 180 000 Transportauf-

träge für Lebensmittel, Kohlen und andere Waren durchgeführt.

Die Spinnstoff- und Schuhkontingente der Städte sind begrenzt. München konnte etwa 60 Proz. der Schuhwünsche seiner Bürger befriedigen, Stuttgart betont, daß das Personal der Ämter immer wieder vor der undankbaren Aufgabe stehe, aus einer großen Reihe an sich wohlgegründeter Anträge die dringlichsten auszusuchen und die übrigen abzulehnen, eine Aufgabe, die ebensoviel Takt wie Menschenkenntnis erfordert.

Seit dem Sommer 1941 wird auch der Kauf von Möbeln behördlich geregelt. München stellte vom August bis Anfang November Bedarfsscheine aus für 230 Wohnzimmer, 800 Küchen, 950 Schlafzimmer und 4500 Einzelmöbel. (Im gleichen Jahr wurden 8600 Ehen geschlossen.)

## Die Einnahmen und Ausgaben

Der Steuerertrag der Städte wird in ihren Bilanzen befriedigend und gut genannt. Die Haushaltspläne sind ausgeglichen. Schulden brachten nicht gemacht zu werden, im Gegenteil, vorhandene Schulden wurden fortlaufend abgedeckt. In Bremen ist die finanzielle Lage gespannter als in den süd-deutschen Städten. Es fehlen die Hafeneinnahmen. Trotzdem ist das Bild der wirtschaftlichen Entwicklung gut, die Sparkassenguthaben haben in München ebenso wie in Bremen und Stuttgart zugenommen. Der Ausfall an Vermögenswerten, berichtet München, ist durch den erheblich gesteigerten Besuch der Lichtspieltheater mehr als ausgeglichen.

Bremen schließt seinen Haushalt 1941 mit einem Ausgabenbetrag von 132 Millionen RM. Die Einnahmen passen sich an, so daß eine aus vergangenen Jahren bereitgestellte Reserve nur zum Teil beansprucht zu werden braucht. Münchens Jahresrechnung für 1940 schloß noch mit einem Ueberschuß, für 1941 gleicht alle Ausgaben und Einnahmen aus, obwohl zahlreiche Ausgaben eine Steigerung erfahren haben (Familienunterhaltskosten, Luftschutz, Kriegsgeldern). Stuttgarts Jahresabschluss 1940 war infolge der angespannten Personallage ziffernmäßig im Januar 1942 noch nicht fertiggestellt, doch ließ der Stand der Buchungsarbeiten den Schluß zu, daß (auch schon für 1941) der Haushaltsplan ohne Rückgriff auf Vermögensbestände zum Ausgleich kommen werde. Das Bruttovermögen Stuttgarts wird mit etwa 400 Millionen RM ausgewiesen, denen 37,8 Millionen RM Schulden gegenüberstehen. Die planmäßige Schuldentilgung wurde, ebenso wie in Bremen, das seine Schulden auf 180 Millionen RM. bezieht, auch in diesem Jahre fortgesetzt.

## Die Wohnungslage

Die finanziellen Sorgen beginnen erst da, wo die Städte an ihre großen Zukunftsaufgaben denken, vor allem an den Wohnungsbau. München bezeichnet die Wohnungsnot als „wirklich bedrohlich“, Bremen spricht

vom „dringendsten notwendigen“ Wohnungsbau, und Stuttgart, das immerhin in diesem Sommer noch 500 Wohnungseinheiten fertigstellen will, hat große Anstrengungen gemacht, den vorhandenen Wohnraum gerecht zu verteilen. Dabei ließ sich feststellen, daß 700 bis 800 Großwohnungen mit fünf und mehr Zimmern nur noch von alleinstehenden Personen bewohnt werden, eine Erscheinung, die ebenso auch in anderen Städten auftreten dürfte. An die Inhaber solcher Großwohnungen ist, da Zwangsmaßnahmen nicht ergriffen werden können, nicht ohne Erfolg appelliert worden. Großwohnungen, die der Stadt Stuttgart gehören, wurden frei gemacht (im ganzen 465) und konnten an Familien mit Kindern vermietet werden. Als „ernste Sorge“ bezeichnet Stuttgart aber auch die Schulraumnot. Es traten 1940/41 2300 Schulanfänger mehr ein, sie benötigten Räume, und zwar vierzig bis fünfzig Klassen, die nicht oder nur befristet vorhanden sind.

München zählt 24 276 wohnungsuchende Familien. Vier Fünftel der Vorgemerkten sind bereit, eine Miete bis zu 60 RM aufzubringen, die Hälfte der Wohnungswürter würde aber lieber nur 40 RM. Miete zahlen für eine Wohnung von 2½ bis 3½ Zimmern. Die während des Krieges in Stuttgart fertiggestellten Wohnungen kosten 35 bis 38 RM. (für 3 Zimmer) und 44 bis 47 RM. Miete (für 4 Zimmer).

Obwohl die Zahl der augenblicklich an den Münchner Hochschulen Studierenden im Vergleich zu Friedenszeiten gering ist, ist es nahezu unmöglich gewesen, ihnen auch nur in einigermaßen hinreichender Zahl Zimmer zu verschaffen. Die verfügbaren Untermietmöglichkeiten sind restlos ausgenutzt, die vorhandenen Aufnahmemöglichkeiten erschöpft.

Diese Knappheit auch des möblierten Wohnraums machte eine sorgsame Kontrolle der Untermietpreise notwendig. Es wurden bis zum 1. Oktober 1941 6000 Untermietverhältnisse geprüft und in 1204 Fällen Mietenkungen mit einem Jahreswert von 120 000 Reichsmark vorgenommen.

## Im Gesundheitsamt

Auch die Arbeiten der städtischen Gesundheitsämter schreibt der Krieg vor. Sie gelten vor allem der ausreichenden ärztlichen Versorgung der Zivilbevölkerung, dem Gesundheitsschutz, der Abwehr von Seuchen.

In München wurden an 45 000 Schul- und Kleinkindern Diphtherieschutzimpfungen vorgenommen, in Stuttgart an insgesamt 25 000. Hier erkrankten im vergangenen Jahre 544 Kinder an Diphtherie, unter denen sich nur 33 schutzgeimpfte Kinder befanden, von denen keines starb.

Bremen nennt den Gesundheitszustand der Bevölkerung befriedigend. Stuttgart bezeichnet den Ernährungszustand der Schulkinder als ebenso gut wie in Friedenszeiten.

Das Gesundheitsamt in München legte in diesem Jahre 40 000 Personen- und Sippenakten an, 80 000 Karten für die erbiologische Kartei und führte 20 000 Röntgenaufnahmen durch. In den 37 Beratungsstellen Münchens für Mütter, Säuglinge und Kleinkinder wurden 50 000 Mütter betreut, und Familienpfleger führten 100 000 Hausbesuche aus. Die städtischen Anstalten, Waisenhaus, Kinderasyl, Kinderheime konnten ihren Betrieb ohne Schwierigkeiten aufrecht erhalten. Zur Entlastung arbeitender Mütter wurden 10 000 Kinder beaufsichtigt. Stuttgart richtete zwei neue Tagesheime, zwei Schülereheime und drei Kindergärten ein. Beide Städte erwähnen, daß die erzieherischen Verhältnisse gut sind und Verwahrlosungserscheinungen bei den Kindern nicht auftreten. In München wurden die Kinder der städtischen Anstalten bei der Verteilung der Lebensmittelkarten, bei der Kartoffelfeldversuche, beim Schneeräumen beschäftigt und im Sommer auch auf den städtischen Gütern. So brachten z. B. die 60 Kinder des Asyls die gesamte Kartoffelernte des städtischen Gutes Karlshof mit 40 000 Zentnern ein. Die Stadt gab über eine Million warme Essen im Werte von 400 000 RM. an Kinder aus.

## Steigende Zahlen

Alle städtischen Einrichtungen werden stärker beansprucht als im Frieden, ob es sich dabei um Bäder, Verkehrsmittel, Bäckereien, Kinderheime, Fachschulen, Beratungs- und Fürsorgestellen, Sporthallen oder Kurhäuser handelt. So stieg in Stuttgart die Zahl der Mineralbäder von 152 000 auf 172 000, die städtischen Kurhäuser in Berg und Cannstatt zeigen einen Zustrom von 33 Proz. mehr, der Mineralwasserversand hat in der Zahl der Abfüllungen die Viermillionen erreicht, die

Stadtbahn beförderte 150 Millionen Fahrgäste gegen 98 Millionen im Jahre 1933. In München fuhr mit der Stadtbahn 750 Millionen gegen 210 Millionen im Vorjahr, mit den Omnibussen 12 500 000 (gegen rund 10 Millionen im Vorjahr). Es mußte zur Erhaltung der Betriebssicherheit 11 600 Meter Gleis erneuert oder eingebaut werden. Für den Straßennutzer und die Verkehrszeichen Instandhaltung des Asphaltstraßennetzes wurden rund anderthalb Millionen ausgegeben. Stuttgart nennt den Zustand des städtischen Straßennetzes „einstufigen befriedigend“.

Der Aufgabekreis der Städte ist damit keineswegs erschöpft. Es wäre noch zu sprechen über die Fürsorge für die Alten und Kranken, die Quartierämter, die wie in Bremen Tausende von Bürgerwohnungen für die Wehrmacht oder obdachlos gewordenen Mitbürger freimachen müßten, über die Werke die Gas, Licht, Kraft und Wasser spenden, über die Kinderlandverschickung, die es in Bremen mit sich brachte, daß die jüngeren Lehrer mit den Kindern gingen, die älteren und alten mit doppelter Arbeit zurückblieben, über die Kleingärten und ihre willkommene, sich steigende Produktion, über den Fremdenverkehr, der in München Rekordziffern erreichte (mehr als 3¼ Millionen Uebernachtungen), über die Berufs- und Fachschulen, die trotz des Krieges eifrig geförderte Kulturleben, immer aber bliebe festzustellen, was die Stuttgarter Bilanz betont, die Abwesenheit fast aller Friedensaufgaben, die so weit geht, daß auch viele Instandsetzungs-, Erneuerungs- und Erweiterungsaufgaben der Gemeindevorrichtungen zurückgestellt werden müssen. Dadurch wächst der angesagte Investitionsbedarf der Städte mit der Dauer des Krieges.

Die Bilanzen dieser drei so verschiedenen Städte von denen jede noch ihre zusätzlichen Sonderaufgaben hat und mit anderen Plänen in die Zukunft sieht, zeigen aber eine gemeinsame Tatsache auf: Die Forderungen, die der Krieg an sie stellt, sind trotz aller Erschwerungen erfüllt worden. Es gibt keinen Grund für sie, nicht zuversichtlich zu sein.

Die Zahl der Verstöße gegen Kriegswirtschaftsverordnungen ist verhältnismäßig sehr gering. In München wurden in rund tausend Fällen, Ordnungswidrigkeiten und gebührenpflichtige Verwarnungen verhängt. Die Disziplin der Bevölkerung hält sich mit den außerordentlichen Leistungen der Städte die Waage. H. G.

## AUS DEN GAUEN

Nach einer Zusammenstellung des Statistischen Reichsamtes waren im Herbst 1941 im Reich, ohne Wartheland, Protektorat, Generalgouvernement, Elsaß, Lothringen, Luxemburg, Untersteiermark, Südkärnten und Krsina, 24 Millionen Arbeiter und Angestellte vorhanden.

Bis zum 31. März 1942 müssen in Ostberlin alle Anträge auf Aufnahme in die Deutsche Volksliste gestellt sein. Bis zum Sommer soll dann die endgültige Klärung der Volkszugehörigkeit durchgeführt werden.

Der Regierungspräsident in Kottbus hat eine Durchführungsverordnung zum Mieterschutzgesetz veröffentlicht. Danach unterliegen vom 1. März ab Gebäude oder Gebäudeteile im Eigentum oder der Verwaltung des Reichs, einer Gemeinde oder einer anderen Körperschaft des öffentlichen Rechts nicht mehr dem Mieterschutz, soweit sie für eigene Zwecke dringend gebraucht werden. Außerdem dürfen Mietverhältnisse in Zukunft nur noch mit Zustimmung der Gemeindebehörde gekündigt werden.

Im Polizeipräsidium in Breslau wurde über die Mißstände berichtet, die sich im Untermietwesen ergeben haben. Es werden durchgreifende Maßnahmen zur Besserung der Verhältnisse und schwere Strafen für diejenigen angekündigt, die aus der Knappheit des Untermietraums Vorteil schlagen.

In der 700jährigen deutschen Stadt Bielefeld wurde die Gründung der Bielefelder Fachwerkergemeinschaft als erstes Gemeinschaftswerk der deutschen Wirtschaft bekanntgegeben. Es beruht auf der Grundlage des gegenseitigen Helfens und beruht auf der Pflege des Qualitätsgedankens und der Leistungserhöhung.

Reichstatthalter Jakob Springer führt nunmehr seit 15 Jahren als Gauleiter den Gau Hessen-Nassau.

Unter der Leitung von Reichsfischereimeister Kühl tagte der Reichsverband der deutschen Fischerei in Parchim. Die Parole, die für 1942 ausgegeben wurde, lautet: Mehr Fische fangen!

## Das Darlehen für die Ehe

ga Als man sich 1937 entschloß, die Eheschließungen durch ein Darlehen zu fördern, befanden sich die Frühen, das heißt die Ehen, die junge Männer zwischen 21 und 23 Jahren schlossen, in einer stark rückläufigen Bewegung. 1934 heirateten von tausend ledigen Männern noch 80 zwischen 22 und 23 Jahren, in den folgenden Jahren bis 1938 aber nur noch 57, 44, 33 und 29. Der Rückgang erklärt sich vor allem dadurch, daß die schwachbesetzten Jahrgänge 1913/18 ins heiratsfähige Alter kamen, aber auch durch die Einführung der zweijährigen Wehrpflicht und der Arbeitsdienstpflicht.

Hier konnte auch das Ehestandsdarlehen keine Wandlung herbeiführen. Trotzdem hat es, wie aus einer Untersuchung des Statistischen Reichsamtes über die bevölkerungspolitische Bedeutung der Ehestandsdarlehen hervorgeht, in gewissem Sinne doch zu einer Verjüngung der Ehe geführt, indem es vor allem jungen Männern die Heirat ermöglichte, die sonst noch aus wirtschaftlichen Gründen hätten warten müssen. Die Aufgliederung der Darlehensbewerber nach Alter und Beruf zeigt, daß das vom Staat gegebene Darlehen für wirtschaftlich schwächere

Schichten, Arbeiter, Angestellte oder unselbstständige Handwerker die Vorverlegung der Heirat um eine Zeitspanne von Monaten bis zu zwei und drei Jahren ermöglichte. In den verschiedenen Altersstufen ist zu beobachten, daß darin der Prozentsatz der mit Darlehen Heiratenden jeweils höher ist als der jungen Paare ohne Darlehen. Der Uebersicht umfaßt die Zeit von 1937 bis 1939. Auf diese Jahre bezogen, waren von den mit Darlehen heiratenden Männern 7,4, 5,3 und 4,4 Proz. unter 23 Jahre alt, von denen ohne Darlehen Heiratenden nur 3,9, 2,6 und 2,7 Proz.

Bei einer Gesamtbetrachtung zeigt sich, daß in diesen Jahren die Männer in den mit Darlehen geschlossenen Ehen durchschnittlich um 3,6 bis 4,3 Jahre jünger waren als die Männer, die für die Eheschließung kein Darlehen beantragten. Und es ist, obwohl die Statistik darüber noch keine Auskunft gibt, kaum zweifelhaft, daß die Ehepaare, die ein Darlehen beantragten, die gesetzliche Möglichkeit in Rechnung zogen, es durch Geburten zu tilgen, zumal in den Darlehensfällen fast drei Fünftel der Frauen bei der Heirat noch nicht 25 Jahre alt waren.



### Ein Leben lang

hat die gute Mauthe-Uhr. Aber man muß sorgsam mit ihr umgehen — und gerade heute noch Möglichkeit alle Reparaturen vermeiden.

**MAUTHE**  
Die Uhr für dein Leben



....und man arbeitet so schnell und mühelos mit

**Penking**  
Wäschereimaschinen

SENKINGWERK HILDESHEIM • ZWEIFACHS SENKING NEEM & HILDESHEIM



REEMTSMA  
SORTE

»R6«

%M

unbedin.  
rezeptfrei



### Für jeden Zweck

bietet OLYMPIA das passende Modell Büro- und Schreibmaschinen in verschiedenen Ausführungen. Verlangen Sie ausführliche Prospekte oder unverbindliche Vorführung einer

**Olympia**

OLYMPIA BÜROMASCHINENWERKE AG. ERFURT



FRANZ KLUGE

# DIE NEUE UFA

Der wirtschaftliche Weg des deutschen Films

Hemmungslose Produktion und skrupellose Geschäftsmethoden kennzeichnen das Filmgeschäft auch dann noch, als der Tonfilm die große Strukturwandlung gebracht hatte. Bis 1933 kamen jährlich fast 350 in- und ausländische Filme in Deutschland zum Angebot. Eine typische Erscheinung für diese Zeit waren die Unternehmen, die wie Einfallsliegen auftauchten und verschwanden, auf den Erfolg eines Films spekulierten und ohne Masse in Konkurs gingen, wenn das Geschäft mißlang. Zwar bestanden auch namhafte Firmen, aber wer kennt sie heute noch! In den Krisenjahre wurden sie hinweggelegt. Die „Überlebenden“ nahmen schwache Firmen auf und machten selbst wirtschaftliche Erschütterungen durch. Kapitalistische bei fast ausschließlicher Finanzierung der risikoreichen Produktion, mit Kredit war lange das Kennzeichen einer recht unsicheren wirtschaftlichen Basis. So wurde die Filmindustrie ein bevorzugtes Betätigungsfeld jüdischer Spekulanten. Und was tat der Staat? Gewiß war 1917 unter dem Eindruck der feindlichen Filmpropaganda mit staatlicher Hilfe die Ufa gegründet und von vornherein durch Aufnahme verschiedener Unternehmen als Konzern aufgebaut worden. Aber eine Filmpolitik als staatliche Aufgabe kam nicht in Frage, denn die Filmherstellung wurde als eine Unterhaltungsindustrie angesehen. Der Staat beschränkte sich darauf, durch die Filmzensur Verbote auszusprechen, und sah im Kinobesuch lediglich eine Steuerquelle.

### Staatliche Filmpolitik

Mit der Machtübernahme begann ein neuer Abschnitt staatlicher Filmpolitik, ausgehend von der Erkenntnis, daß der Film als Kulturgut und Instrument der Staatsführung nicht sich selbst überlassen werden kann. Im Jahre 1933 befand sich die Filmindustrie in einer schweren Krise, da infolge des Rückganges auf 230 Millionen Kinobesucher im Jahre 1932 die Einnahmen stark geschrumpft waren und die wirtschaftliche Grundlage für eine leistungsfähige Filmproduktion fehlte. Die Aufbau- und Ordnungsarbeit, die mehrere Jahre in Anspruch genommen hat, begann mit der Errichtung der Reichsfilmkammer, also mit einer organisatorischen Zusammenfassung der wirtschaftlichen und künstlerischen Sparten. Das Lichtspiel-Gesetz unterstrich die Notwendigkeit einer positiven Mitarbeit des Staates am Film, um aus der bisher nur geschäftlich bewerteten Ware ein Kulturgut zu machen. Die erforderliche wirtschaftliche Gesundung herbeizuführen, erwies sich als eine überaus schwierige und vielfältige Aufgabe. Nach der Sanierung der Theater wurden die Verhältnisse im Verleih geregelt, und danach begann die Stabilisierung der Produktion. Ein Reinigungsprozeß führte zum Ausscheiden der unzuverlässigen und leistungsschwachen Firmen. Durch das Verbot des Zwei-Schlag-Programms wurde der Inflation minderwertiger Unterhaltungsfilm ein Ende bereitet. Besondere Einzelmaßnahmen, wie die Sicherung ordnungsgemäßer Abrechnung der Theater und das Verbot bedenklicher Werbemethoden, sorgten für geschäftliche Sauberkeit. Mit dem Verschwinden des Ueberangebots war es auch möglich, die Einnahmen von Verleih und Produktion durch Beseitigung der Festpreise zu erhöhen und der Filmherstellung die Beteiligung an den wachsenden Einnahmen zu sichern, die sich aus dem steigenden Kinobesuch ergaben. Dazu kam dann die Neuordnung der Verleihbedingungen unter Berücksichtigung sozialer Gesichtspunkte. Auch auf dem Gebiete des Beiprogramms erfolgte eine Neuordnung. Für die Kulturfilm-Herstellung wurde eine wirtschaftlich gesunde Grundlage geschaffen und die Deutsche Kulturfilmzentrale zur Lenkung der Produktion errichtet. Mit der Aktualisierung der Wochenschau verband man eine finanzielle Ordnung, die diesem wichtigen Teile des Programms eine prozentuale Beteiligung an den Theater-Einnahmen sicherte. Die Zulassung neuer Filmtheater wurde vom Bedürfnis abhängig gemacht und mit Erfolg eine technische und bauliche Verbesserung des Theaterparks angestrebt, um die kulturelle Bedeutung des Films zu unterstreichen und den Theaterbesuch zu fördern. Da die Filmproduktion seit jeher zum großen Teil mit Krediten finanziert worden ist, bedeutete die Schaffung der Filmkreditbank und später eines weiteren Institutes eine wesentliche Erleichterung.

### Zum großdeutschen Markt

Trotz der erfolgreichen Neuordnung auf allen Gebieten der Filmwirtschaft blieb aber die eigentliche Filmproduktion immer noch ein Sorgenkind. Sanierungen und Reinigungsprozeß hatten die Tendenz zur Konzentration unterstützt, die zwieselförmigen Wesen der Filmwirtschaft entspricht, weil nur die große Produktion den erforderlichen Risikoausgleich bringen und die Herstellung künstlerisch

hochwertiger Spitzenfilme ermöglichen kann. Der Gedanke des Risikoausgleiches war am stärksten im Ufa-Konzern mit seinem großen Theaterbesitz (insgesamt 156 Filmtheater) verwirklicht worden. Der Uebergang zu staatseigenen Gesellschaften ergab sich einmal als Konsequenz der Produktionslenkung, erleichterte aber auch die Ueberwindung einer wirtschaftlich noch schwierigen Periode. Neben den großen Gesellschaften arbeitete eine Anzahl kleinerer, aber ebenfalls durch Zusammenschlüsse entstandener Firmen. Außerdem gab es eine Reihe selbstständiger Produzenten, die meistens im Auftrag der großen Firmen tätig waren, wobei aber die Tendenz der Großen beobachtet werden konnte, die Eigenherstellung zu verstärken. Nach Angaben auf einer Tagung der Reichsfilmkammer wurde für 1937/38 das Defizit der Filmproduktion auf 12 bis 15 Mill. RM geschätzt. Eine Ursache dieser Schwierigkeiten war die starke Steigerung der Herstellungskosten. Dazu kam, daß es im Absatzgebiet des Reiches nicht möglich war, einen Film mit überdurchschnittlichem Aufwand zu amortisieren, zugleich aber als Wirkung des Boykotts eine Schrumpfung des Exports, der früher bis zu 40 Proz. der Erlöse gebracht hatte, eintrat, obgleich mit Erfolg Filmaustauschabkommen abgeschlossen wurden. Daraus ergab sich das Bestreben, eine bessere Auswertung der Filme zu erreichen, also den zu schnelle Abspielen zu verhindern. Diese Erwägungen führten, gefördert durch eine Begrenzung des Filmangebots, zum wöchentlichen Programmwechsel als Regel. Außerdem nahm der Besuch der Filmtheater ständig zu, und die Auswertung des Marktes durch Schaffung des Großdeutschen Reiches erhöhte die Zahl der Filmtheater auf rund 8000. So war bereits vor dem Kriege die Voraussetzung für die Amortisation eines guten Spielfilms auf dem Inlandmarkt geschaffen, also das langgestrebte Gleichgewicht zwischen Produktionskosten und Einnahmen erzielt.

### Noch bessere Filmauswertung

Im Kriege hat sich die Auswertung der Filme weiter erheblich verbessert. Der Kinobesuch erreichte immer neue Rekordziffern, so daß Reichsminister Dr. Goebbels die Zahl von einer Milliarde Kinobesuchern (einschließlich der Parteifilmveranstaltungen) für 1941 bekanntgeben konnte. Außerdem hat sich der Filmexport vergrößert, denn wir müssen heute den Filmbedarf von ganz Europa decken. Daraus ergab sich eine bedeutende finanzielle Stärkung der Filmwirtschaft, wie sie in dem kürzlich veröffentlichten Abschluß der Ufa sichtbar geworden ist. Die bessere Auswertung der Filme, wozu auch der große Erfolg der Wochenschau beitrug, ermöglichte es, nicht nur die kriegsbedingte 20prozentige Kostensteigerung bei der Spielfilmherstellung auszugleichen, sondern darüber hinaus große Rücklagen zu bilden. Bei den anderen Produktionsgesellschaften ist die gleiche Situation ähnlich.

Wir betonen bereits, daß die Konzentration in der Filmindustrie schon früher

zu beobachten war, weil sie unzweifelhaft Vorteile mit sich bringt. Sie wurde weitergeführt durch die Gründung der Berlin-Film, die den vollständigen Uebergang zur staatseigenen Produktion bedeutete. Eine vorbereitende Maßnahme stellte die Schaffung der Deutschen Filmtheater-GmbH als Reichstheatergesellschaft dar, die große und repräsentative Kinos einschließlich der Ufa-Theater übernimmt. Zu ihren Aufgaben gehört auch die Vorbereitung großzügiger Neubauprojekte, besonders in den neu zum Reich gekommenen Gebieten. Die Vorsicht, daß sich nur vier Theater in einer Hand befinden dürfen, hat die Auflösung der sogenannten Theaterketten zur Folge und unterstreicht den mittelständischen Charakter des Theaterbesitzes. Davon dürfen zwei bis drei Prozent der Kinos betroffen werden. Zugleich schafft man auf diese Weise neue Existenzmöglichkeiten für Frontkämpfer, die auch neue mittlere Theater in den Ostgebieten erhalten sollen.

### Ufa-Film-Dachgesellschaft

Den Abschluß der organisatorischen Entwicklung der deutschen Filmwirtschaft bildet die Zusammenfassung der reichseigenen Filmgesellschaften unter einer Spitze, der eben gegründeten Ufa-Film-GmbH. Damit ist aber keineswegs eine völlige Konzentration der Filmproduktion verbunden. Die einzelnen Herstellungsfirmen bleiben bestehen, werden aber von der Dachgesellschaft betreut. Produktionsfirmen sind: Bavaria-Filmkunst, Berlin-Film, Prag-Film, Terra-Filmkunst, Tobis-Filmkunst, Ufa-Filmkunst, Wien-Film, Deutsche Zeichen-Film, die alle, mit Ausnahme der Prag-Film AG, als GmbH geführt werden. Daraus geht hervor, daß die Filmproduktion der Ufa aus der alten Gesellschaft herausgelöst wurde. Da diese Produktionsgesellschaften keine Nebenbetriebe besitzen, müssen sie ihre Rentabilität lediglich durch hohe Leistungen bei der Spielfilmherstellung erzielen. Der Ufa-Film-GmbH untersteht auch die Deutsche Filmtheater-GmbH. Eine gewisse Sonder-

stellung nimmt die Zentralfilmgesellschaft Ost ein, von der die neubesetzten Ostgebiete betreut werden. Die alte Ostgebiete-Film-AG (Ufa), die eine Tochtergesellschaft der Ufa-Film-GmbH ist, erfüllt filmwirtschaftliche Gemeinschaftsaufgaben. Sie erfüllt besonders für die Sparten des Filmvertriebs, der technischen Betriebe und der sonstigen Nebeninteressen einen entsprechenden Ausbau. Zur Ufa gehören die Deutsche Filmvertriebs-GmbH, die den Verleih sämtlicher deutscher Spielfilme für das Inland besorgt, also eine Reichsverleihgesellschaft darstellt, ferner Deutsche Wochenschau-GmbH, Deutsche Schmalbild-Vertriebs-GmbH (Deschlag), AG für Filmabwicklung (Zusammenfassung der Kopieranstalten), Tobis Tonbildsyndikat AG, die bekanntlich eine große Zahl von Patenten verwaltet und Partnerin des Pariser Tonfilmfriedens ist, sowie Filmverlage-GmbH und Ufa-Handels-GmbH, die sich mit Apparate- und Filmbedarf befaßt. Unmittelbare Aufgaben der Ufa sind der Kultur- und Werbefilm, der Auslandsfilmvertrieb, Filmatelliers, Ufa-Theater und Filmtechnik. Ueber allem steht also die Dachgesellschaft, die auch die Finanzierung der angeschlossenen Gesellschaften mit Hilfe der ihr angegliederten Filmkreditbank vornimmt und das Führungsorgan in wirtschaftlicher und technischer Beziehung darstellt.

Der so in seinem Aufbau gestaffelte deutsche Film hat politischen und kulturellen Aufgaben zu dienen, und dazu bedarf er eines gesunden wirtschaftlichen Fundaments. In künstlerischer Beziehung wird der Reichsfilmintendant die allgemeine Produktionsplanung, die Ausrichtung der geistigen Gesamthaltung der Produktion, Besetzungsfragen und Nachwuchserziehung im Rahmen der Ufa-Film GmbH betreiben. Die wirtschaftliche Führung des Gesamtgebietes liegt bei dem „Reichsauftraggeber“ für die deutsche Filmwirtschaft, Dr. h. c. Winkler, der an der geschäftlichen Neuordnung entscheidend mitgewirkt hat.

## Der Wirtschaftsberater

Bei der letzten englischen Regierungsumbildung kam es auch zu einem Wechsel der untergeordneten Stellen einzelner Ministerien. So schied der langjährige Hauptwirtschaftsberater der Regierung von MacDonald, Baldwin und Chamberlain aus seinem Amt als Direktor des Ministeriums für den Wirtschaftskrieg. Es tauchte dafür, einem Pionier aus der ersten Weltkriegszeit, ein erfahrener Experte für Wirtschaftskrieg, der nicht ins Ausland geht, sondern sich am Reichsauftraggeber befindet, ein. Seine neue Aufgabe betrifft die Vorratplanung und Hilfsvermittlung für belagerte Länder nach dem Kriege.

Leith-Ross ist Finanzfachverständiger bei den Reparations- und internationalen Kriegsschäden war er immer dabei, weiteres etwas neu zu regeln. Er war Englands Hauptvertreter auf der Weltwirtschaftskonferenz von 1933 und war entscheidend beteiligt an der Vorbereitung des deutsch-englischen Handelsvertrages. Später hat er dem Chinesen Tschangkaichang eine neue Währung eingebracht und Japan Protest einbringen lassen. Alles vergangene Dasein, über das der Krieg zerstreut hinwegzucken.

Leith-Ross hat aber auch die Blockade gegen das Deutsche Reich geleitet. Und als sie versagte, versuchte er als Vorsitzender des Empire-Wirtschaftsrates die Rettung der unverschafften Überschüsse in Uebersee. Mit Finanzkonstruktionen ist das wenig rummachen, wenn die Rettung vom verfügbaren Frachtraum abhängt. So hat auch er zur Besetzung des Mährings ab.

Ob ihn Stafford Cripps einmal wieder brauchen wird? Diesen Zeitkredit von der Organisation des Ueberflusses in einer stabilen Wirtschaft wird Sir Frederick nicht entzogen. Und Herr Staffs verzichtet wohl auf solche Berater.

## Schweigen

In einem Schweizer Hotel wurde, kurz vor dem Kriege, das schlechte Wetter wegen über die Lage geredet. Eine ganze Amerikanerin aus dem Mittelwesten sprach volles Selt, an ihrem College gab es eine Maeschies, die durch Herdendruckung die Liebesmännchen geschicklich dazustellen vermochte. Aus lechzender europäischer Vorurteilung hin möchte sie, man könne doch innerhalb der Erkenntnis erzielen. Dann anderes als in Statistiken, Vorlesungen und Prozentzahlen kann sich ein echter Amerikaner Tatsachenaussagen nicht vorstellen.

Die Rückständigkeit Europas, das fauchst aus jeder amerikanischen Wirtschaftslage hervor, ist nicht zuletzt auf dem Mangel an statistischen Erkenntnissen. „Acht und Statistik“, in diesen Zeilen gedruckt, ist die USA, ökonomisch zu sagen. Aber ein Minister Dabitt hat die Rechnung ohne den Roosevelt gemacht. Kann man die USA in den Krieg ziehen, so wurde die Entwicklung der Automobilherzeugung verlegt, und hat hat der Präsident bekanntgegeben, daß über wirtschaftliche Vorgänge, auch über die Börsensituation, von Beispielen, statische Angaben nicht mehr veröffentlicht werden sollen.

Wir Europäer haben nicht nur von jeder dem Wert der Verlegenheit über unterschätzt als die Amerikaner, wir wissen auch seit langem, daß im Kriege Diskretion Ehrenwerte sein kann. Aber wir haben ja auch nicht die Zeit, um irgendwelche Qualitäten über die Quantität. Wie aber soll ein Amerikaner diese Zahlen überblicken? Plötzlich ist es kein Verdienst mehr, soviel Aktien wie möglich zu verkaufen. Man kann nicht mehr in den Zeitungen lesen, wieviel Aktien an der New-Yorker Börse gehandelt wurden sind, das trübliche Spiel mit den Zahlen ist aus. Wäre, dieser Roosevelt hat keinen Respekt vor den halbsüßigen Ueberlieferungen der amerikanischen Nation.

Freilich, der Vater dieser Ueberlieferung, Washington, hat ja auch von der Verwicklung in auswärtige Mängel gewarnt.

## Programmdollar

Gegen Ende Januar wurde aus dem Vereinigten Staaten die Bewilligung von Kriegskrediten in Höhe von 24 Milliarden Dollar, Anfang März die Zustimmung des Kongresses zu den 32 Milliarden des „Militärbeschaffungsprogramms“ genehmigt. Gleichzeitig erschien das neue Steuerprogramm 1942-43, das die Einkommenssteuern um 10 Prozent erhöhen wird, mit Ausnahme der ersten 1000 Dollar, die unverändert bleiben. Das ist ein Zeichen, daß die Regierung die wirtschaftliche Grundlage dieses Milliardenprogramms, die 43-50-Milliarden-Woche, abgelehnt. Das scheint ein Widerspruch, und es ist auch einer. Bei so besser verständlich ist das Verhältnis, das zwischen Geld und Arbeit, Kriegskrediten und Kriegslieferungen in Roosevelt's Amerika entstanden ist.

Welches ist der Sinn der milliardenschweren Bewilligungsmacht? Was ist diese Milliarden selbst? Roosevelt's Kreditlinien den Krediten eine Anwendung auf Arbeit, noch zu leistende, sein. Aber das sind sie nicht, denn es hängt von ganz anderen Voraussetzungen ab, ob und in welchem Maße die Arbeit wirklich entsteht wird. Was aber sind sie sonst? Ein Programm.

Ein Programm, freilich, im künftigen Raum. Der Programmdollar läßt an der Zahl seiner Nutzen ablesen, wieviel Kriegsgüter für — wünschenswert gehalten wird. Er gleicht auf dem amerikanischen Markt-Hausen letzten vergangenen Jahre. Jetzt, im Kriege, ist es nicht einmal ein Meßstab für den Ausgabes. Er wird je wie sich gezeigt hat, nicht einmal mit „dies“ Wochensende fertig, wieviel weniger mit Rohstoff und anderen Mängeln. Man glaube nicht, das unerschöpfbare Ansehen der Kreditlinien werden so fürchten. Gefürchtet wird, sie könnten — nicht ausgegeben werden.

# Goldabgaben der USA.

Das Unwahrscheinliche wird Ereignis der Goldabgabe der USA. hat sich seit November 1941 um 84 Millionen Dollar verringert, nachdem seit vielen Jahren fast ununterbrochen die Goldreserven des Schatzamtes in Washington zugenommen haben. In der Umkehrung der Stromrichtung liegt das Bedeutsame: die Summe von 84 Millionen ist an sich für die USA, bedenklich, gemessen an dem Goldbestand von rd. 22,75 Milliarden Dollar. Washington verfügt über fast 90 Proz. der sich in Goldreserven der Welt, und selbst viele hundert Millionen Dollar Goldabfluß würden kein Tropfenchen am Uebergewicht ändern. So unaufhaltsam fließt das Gold zu, daß eine mitgegangene Bewegung gar nicht mehr erwartet wurde. Aber seit einigen Monaten muß das Schatzamt viele Kriege- und Wirtschaftsinvestitionen, Englands Goldreserven und wachsende Goldtransporte aus Südafrika haben infolge Tonnageengpässen und verschärfter Bedrohung der Seewege weiter nachgelassen. Australien hat die Goldproduktion ganz eingestellt, von den Philippinen gehen keine Frachten mehr ab; japanische Zahlungen fanden schon seit Monaten vor dem Beginn des Pazifikkrieges ein Ende, vermehrte Rohstofflieferungen führten zu einer stärkeren Belastung

der USA-Zahlungsbilanz; Schweden und Schwellen haben ihre Valutabestände verringert und ihre Goldreserven erhöht.

In der theoretischen Zahlungsbilanz der USA, spiegelt sich dagegen der von den USA beherrschte Teil des Gold- und Weltmarktes ganz anders wider: die Forderungen für geleistete Lieferungen steigen, denn obwohl England, Australien, Niederländisch-Indien und südamerikanische Staaten Klagen darüber führen, daß die nordamerikanischen Lieferungen nicht rasch und mächtig genug erfolgen, so geht doch immer noch aus den USA-Häfen, in denen der anglo-amerikanische Handel seine Hauptstationen gefunden hat, Schiff auf Schiff über den See. Wie viele von den Frachtern ihre Zielhäfen erreichen, ist ungewiß, eine Lastschrift auf dem Konto des vorgesehenen Empfängers erfolgt dennoch. Die Forderungen werden allerdings ohnehinwenig beglichen werden wie die des ersten Weltkrieges und wie die Aufkäufe, die seit der Rio-Konferenz munter den mittel- und südamerikanischen Staaten bewilligt wurden. Der Goldfluß ist nicht mehr als ein Symptom der wirtschaftspolitischen Anpassung der USA, aber auch nicht weniger.

# WICHTIGES IN KÜRZE

Im Anschluß an die Einführung eines Kriegszuschusses zur Körperschaftsteuer wurden vom Reichskommissar für die Preisbildung auch Maßnahmen verfügt, die auf eine Reformierung des LSC-Systems (Leistungsscheine) für die Preisbildung auf Grund der Selbstkosten bei Leistungen für öffentliche Auftraggeber abzielen. Besetzt wird noch hier Verminderung der Kosten und Preise.

Bei der symbolischen Grundsteinlegung eines Institutes für die Technologie der synthetischen Faser in Breslau wurde gesagt, daß heute schon die Erzeugung von Kunstfasern in Deutschland die Woll-Produktion Australiens, das größten Woll-Produktionslandes der Welt, überbieten habe.

Auf der Generalversammlung der slowakischen Nationalbank wies der Gouverneur u. a. darauf hin, daß der Bestand an freien Devisen zwar im Verlaufe des Jahres 1941 gesunken sei, daß es aber auf der anderen Seite gelungen sei, wertvolle Rohstoff- und Warenvorräte zu sichern.

In Italien soll durch die Einführung des Gesetzes über die Dienstpflicht u. a. auch der Mangel an Arbeitskräften im Bergbau behoben werden. Eine Erhöhung der Kohlen- und Eisenerzförderung soll damit erreicht werden. Die Produktion von Blei, Kupfer, Zink usw. weist nach Ausführungen des Korporationsministers eine Zunahme auf.

### Insel ohne Hoffnung

Das britische Unterhaus wurde von einem Regierungsvorsteher darauf hingewiesen, daß eine Art „Vulkanismus“ eingeführt werde. Zweifelhafte Ansprüche für Herren, Knöpfe an den Rockärmeln und Aufschläge an den Hosen seien verboten. Putz an Damen- und Kinderkleidern müsse auf ein Mindestmaß eingeschränkt werden. Standardkleider für Frauen würden demnächst kommen.

In England wurde der Zinnsatz durch Zuschläge auf den Grundpreis erhöht. Verbraucher, die bisher weniger als einen englischen Zentner an Zinn bezogen haben, erhalten keine Zuteilung mehr.

Der Chefredakteur des „Daily Express“ hat anlässlich der Debatte über den Lebensmittelschwarzhandel und die schwarzen Börsen in England auf den unverhältnismäßig hohen Anteil von Juden bei diesem Geschäft hingewiesen. Er wandte sich an die Vorsteher der jüdischen Gemeinden und forderte sie auf, ihren Einfluß bei den mittelständigen Konfessionsgenossen geltend zu machen.

### Der neue Rasse

Während der offiziellen Kurs zwischen dem chinesischen Dollar und dem Militär-Yen bei Ausbruch des Pazifik-Krieges auf 4:1 festgelegt war, stieg der Kurs am freien Markt in Shanghai jetzt bereits auf 4,7. Dies ist einmal auf den wirtschaftlichen Machtzuwachs Japans zurückzuführen. Zum anderen bildet der Militär-Yen eine bessere Anlage als der noch umlaufende Dollar der Tschangking-Regierung. Schließlich nimmt der Kurs der Wares zu, der nur über Militär-Yen beschafft werden kann.

In Japan hielt die Sumatra-Gesellschaft ihre Gründungssammlung ab. Aufgabe des Unternehmens ist die Erschließung Sumatras. Es besteht die Absicht, auf dieser Insel 100 000 japanische Familien anzusiedeln.

### Desillusionierter Krieg

Infolge der verachtlichen Kriegsanstrengungen der USA, die u. a. eine erhebliche Einschränkung des zivilen Verbrauchs bewirken, müßten von den etwa 60 000 Firmen des Automobilhandels 500 000 Angestellte entlassen werden. Soweit diese Angestellten über ausreichende technische Kenntnisse verfügen, ist eine Verwertung in der Rüstungsindustrie möglich. Andererseits sind sie auf die künftige Arbeitslosenunterstützung angewiesen. Auch von der kosmetischen Industrie, der es an Rohstoffen fehlt, müßten Hunderttausende von Arbeitskräften entlassen werden. Das gleiche gilt für die in den USA sehr umfangreiche Reklame-Industrie.

In den USA wurde mit Wirkung vom 1. März die Veröffentlichung von Produktionsergebnissen der Erdölindustrie unter-

sagt. Nach Angaben der Defence Supply Corporation besteht ein besonders trauriges Mißverhältnis zwischen Bedarf und Produktion an Fliegerbenzin und Metall, das auf absehbare Zeit nicht beseitigt werden kann. Das Hauptproblem liegt eher weniger in der Produktion als in der Transportfrage.

Das Ausfuhrgeschäft der amerikanischen Filmindustrie ist im letzten Jahr stark zurückgegangen. So hat sich der Anteil der Einnahmen der Paramount aus dem Auslands-Filmgeschäft gegenüber 1940 von 20 auf 12 Proz. und bei Fox von 35 auf 12 Proz. gesenkt. Der Verlust weiterer Auslandsmärkte steht für 1942 bevor.

Der amerikanische Finanzminister legte dem Finanzkomitee des Repräsentantenhauses das neue Roosevelt'sche Steuerprogramm vor, das 2 Mrd. Dollar einbringen soll.

### Schiffahrt Kapitalanlage

In der Fahrt zwischen Europa und Amerika verkehren augenblicklich 4 Schiffe zwischen New York und Lissabon, weitere Schiffe zwischen Bilbao nach New York und Havanna, zwischen Sevilla und New York und schließlich 2 Schiffe nach Südamerika.

Von England ist eine weitere Verschärfung von Sperr- und Kontrollvorschriften für schweizerische Waren vorgesehen. Bisher mußte sich die betreffende schweizerische Exportfirma einer Kontrolle über ihre patriotische Gesinnung und Betätigung unterwerfen und zusichern, daß nicht mehr als ein Viertel des Waren- und Arbeitswertes aus Ausfuhrartikeln aus Ländern stammt, mit denen England im Krieg ist. Diese Toleranzgrenze soll jetzt von den angelsächsischen Blockadebehörden entschieden herabgesetzt werden, was praktisch einer Unterbindung der Ausfuhr gleichkommt.

Lord Ruscannon unterstrich in einer Rede die Notwendigkeit, das britische Schiffahrtswesen so schnell auszurüsten, daß vor allem das Kapital in ihm eine sichere Geldanlage erblicken kann.



# Anpassung in Rumänien

Von unserem Korrespondenten HANS SCHUMACHER

Bukarest, im März

Die Zeit hat die kriegswirtschaftlich bedingten Nöte hinweggespült. Was bleibt, sind die Umstellungen, mit denen Rumänien den Besonderheiten der Kriegsverhältnisse und den speziellen Anforderungen Rechnung getragen hat, die sein Kriegseinsatz an die Wirtschaft stellte. Die Zeiten, in welchen man auf einem der breiten Boulevards in Bukarest nur die Hand zu erheben brauchte, um eine der zahlreichen eleganten Kraftdroschken herbeizurufen, sind vorbei. Gleichzeitig mit der Mehrzahl der hauptstädtischen Omnibusse wurden über 2000 Mietautos aus dem Verkehr gezogen. Die private Autohaltung unterliegt ähnlichen Beschränkungen, wie sie im Reich bei Kriegsbeginn eingeführt wurden.

Schon lange bevor Rumänien selbsthandelt in das Kriegsgeschehen eingriff, führte der Mangel an Rohstoffen zu einer Schrumpfung in der Erzeugung der rumänischen Textilindustrie. Gleichwohl liegen auch heute noch gute Stoffe mit 15–40 Proz. Zellwolleinmischung in den Geschäften aus. Rationierungsmaßnahmen wurden bisher nicht getroffen und sind vorerst auch nicht zu erwarten, da die Regierung erfolgreich bemüht war, die schlimmsten Rohstofflücken durch die Einfuhr von Baumwolle, vor allem aus der Türkei, zu schließen. Wie bei allen größeren Käufen besteht lediglich die Verpflichtung, die polizeilich ausgestellte Kennkarte vorzuzeigen, um auf diese Weise Spekulationsmanöver auszuschließen. Schuhwaren mit Ledersohle sowie die Reparatur von Lederschuhsohlen sind dagegen ausserhalb einer strengen Bewirtschaftung unterworfen. Auch die verwöhnte Bukaresinerin hat sich darauf einstellen müssen, daß ihr in Zukunft jährlich nur ein Bezugsschein zum Erwerb von einem Paar Schuhe sowie drei Paare für die Ausbesserung ihrer Fußbekleidung zur Verfügung stehen.

Der Mangel an Leder, der diese Regelung erforderlich machte, ist nicht allein durch außerordentliche Anforderungen bedingt, mit denen der rumänische Staat im vergangenen Jahre an die Lederindustrie herangetreten mußte. Hinzu kommt vor allem ein bedeutender Rückgang der Schlachtungen, den die Regierung für notwendig hielt, um die in Verbindung mit der langjährigen militärischen Bereitschaftstellung des Landes entstandene Verminderung der Viehbestände auszugleichen. Der Bukaresiner, in Friedenszeiten ein überzeugter Fleischesser, hat seinen Fleischkonsum beträchtlich verringern müssen, ohne deshalb zu einer spartanischen Lebensführung gezwungen zu sein. Zwar zählt die Woche fünf fleischlose Tage, sonntags und sonntags unterliegt jedoch der Fleischgenuss in den Gaststätten keiner Einschränkung. Beträgt auch die in den Privathaushalten auf Grund der Fleischkarte gewährte Zuteilung monatlich kaum mehr als 250 Gramm für jeden Bezugsberechtigten, so

ist doch der Kauf von Geflügel und Wurstwaren, die reichlich vorhanden sind, marktfrei. Desgleichen steht Fisch, von den Wintermonaten abgesehen, regelmäßig ausreichend zu Gebote.

Rationiert und nur auf Marken erhältlich sind schließlich Speiseöl, Zucker und Brot, wobei die monatliche Zuteilung an Zucker zur Zeit auf 1 kg, an Öl auf 3½ kg für den Kopf der Bevölkerung bemessen ist. An Brot stehen an fünf Wochentagen jeweils 300 g für den Schwerarbeiter 600 Gramm zur Verfügung. An zwei Tagen ist der landesübliche Maibrot (Mamaliga) zu genießen. Das Feinmehl wurde abgeschafft, Ausmahlung auf 90 Proz. festgesetzt und ein Einheitsbrot eingeführt. Gebäck ist an drei aufeinanderfolgenden Tagen erhältlich. Diese Regelung auf dem Gebiete der Getreidewirtschaft trägt im wesentlichen vorzüglichen Charakter, erweist doch das Agrarland Rumänien 1941 nicht weniger als 24,5 Millionen Doppelzentner Brotgetreide gegenüber 13,7 Millionen Doppelzentner im Vorjahre. Immerhin war der Brotverbrauch infolge der Verknappung anderer Nahrungsmittel nicht unerheblich gestiegen, wobei überdies zu bedenken war, daß im vergangenen Herbst die neue Weizenanbau nur zu etwa 30 Proz. durchgeführt wurde.

Gemäß einer Anordnung des Staatsführers Marschall Antonescu soll dieser Ausfall durch den verstärkten Anbau von Kartoffeln und Gemüse, von Gerste, Mais und Sommerweizen, wettgemacht werden. Das Agrar- und das Innenministerium, der Generalstab sowie die Gouverneure von Bessarabien, der Bukowina und Transilvanien erhielten die Anweisung, alle ihnen zur Verfügung stehenden technischen und administrativen Mittel im größtmöglichen Maße zur Durchführung der landwirtschaftlichen Frühjahrsarbeiten einzusetzen.

Gegenüber dieser Aufgabe fällt das Verschwinden kolonialer Güter, wie Kaffee, Tee, Kakao und Pfeffer auf dem rumänischen Markt nicht ins Gewicht. Rauchwaren und Obst sind in gewohntem Maße vorhanden. Weit ernster ist das Problem der Preise, das durch das Mißverhältnis zwischen Einkommen und Lebenskosten noch beträchtlich verschärft wird. Rumänien ist heute vielleicht das teuerste Land in Europa. Der Preisindex stieg von 4075 im August 1939 auf 11 623 im Januar 1942 empor, und die vielfache Steigerung aller Preise, die sich dergestalt seit dem Herbst 1939 vollzogen, trifft vor allem die arme Bevölkerung. Die Regierung ist seit einiger Zeit Spekulationen und Preiswucher nicht ohne Erfolg mit einschneidenden Maßnahmen entgegengetreten, während sie gleichzeitig für eine beschränkte Erhöhung der Gehälter und Löhne Sorge trug. Überdies sollen hochwertige, dabei aber preiswürdige Standardwaren des allgemeinen Bedarfs den Bedürfnissen der breiteren Volksschichten, insbesondere der ländlichen Bevölkerung, entgegenkommen.

die Kosten bemühen wird, die chemisch-technische Kautschukerzeugung auf eine die ausreichende Versorgung des Landes sichernde Höhe zu steigern, da an Pflanzungs- und Wildkautschuk aus Amerika und Afrika, einschließlich der Gummierträge anderer gummieliefernder Pflanzen, keinesfalls mehr als 30 000–40 000 t jährlich zu erwarten sind.

Aus dieser Entwicklung wird sich nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges eine völlig neue Lage in der Weltkautschukwirtschaft ergeben. Ist zu dieser Zeit der auf chemisch-technischem Wege gewonnene Kautschuk dem Pflanzungskautschuk preislich gewachsen, so ist nicht einzusehen, warum seine Erzeugung in dem inzwischen erreichten Umfang nicht fortgesetzt werden sollte, auch wenn man den Gesichtspunkt der Rohstoffunabhängigkeit ganz ausschaltet, der z. B. für Deutschland sicherlich seine Bedeutung behalten wird. Dadurch wird der natürliche Kautschuk seiner monopolartigen Stellung am Weltmarkt entkleidet und allen bekannten Wirkungen der Marktlüberfüllung ausgesetzt, so daß seine Kultur in weitem Umfange der Unrentabilität verfällt. Für die

hinterindischen Länder würde das eine folgenschwere Erschütterung ihres wirtschaftlichen Gefüges und ihrer Ausfuhrkraft bedeuten. Sollte sich nach dem Kriegsende dagegen die Überlegenheit des künstlichen Kautschuks noch auf seine Beschaffenheit beschränken, während der Unterschied in der Kostengestaltung nicht überwunden werden konnte, so wird der durch Rücksichten auf die Rohstoffunabhängigkeit nicht gebundene Teil des Weltverbrauches des natürlichen Kautschuks bevorzugt und der künstliche Kautschuk sich nur da behaupten können, wo in der gesicherten Eigenversorgung mit diesem Rohstoff eine lebenswichtige Notwendigkeit erkannt und anerkannt wird. Dann hätten die heute in den Vereinigten Staaten mit gewaltigen Kosten entstehenden Werke ihren Wert verloren, und Hinterindien würde seine vorherrschende Bedeutung für den Weltkautschukmarkt zurückgewinnen. Aber dann als Glied einer neuen gleichberechtigten Zusammenarbeit zwischen den Völkern des Westens und des Ostens, also unter durchaus veränderten Lebensbedingungen.

## Genormter Fremdenverkehr

Erholung und Entspannung bilden eine wichtige Voraussetzung des „In-Form-Seins“ für die, im Kriege überall vervielfachte, alltägliche Arbeitsleistung. Die eigene Erholung beruht, soweit sie nicht in der Form des Wandern-Besuches erfolgt, heute durchweg auf der gewerbmäßigen Arbeitsleistung Dritter, Träger der Dienstleistungen für die Erholung ist das Fremdenverkehrsgewerbe.

In Friedenszeiten waren drei Beanspruchungsgruppen dieses Wirtschaftszweiges zu unterscheiden: der Berufsreisverkehr, die Ferien- und Urlaubsgäste im engeren Sinne des Wortes und die Vergnügungsreisenden, die besonders das Wochenende mit einem kurzfristigen Ortswechsel verbinden. Die Reichsbahn hat wiederholt erklärt, daß Vergnügungsreisen im Kriege zu unterbleiben haben, die Befahrung von Zulassungsberechtigungen für die Unterkunft in Kur- und Erholungsorten dient demselben Zweck.

Damit geht der Fremdenverkehr sowohl in den Großstädten wie den Kur- und Badeorten eines Teils seines Passantenverkehrs verlustig. Sehr bedeutsam wird dieser Ausfall nicht sein, denn für die überwiegende Mehrzahl des deutschen Volkes verbietet der Ernst des Kriegesalltages eine einschaltete Vergnügungsreise ohnehin. Einen Ausgleich für diesen Ausfall bietet die kriegsbedingte Steigerung des Berufsreisverkehrs.

Die Heranziehung des Beherbergungsgewerbes für außerordentliche Dienstleistungen zugunsten der Wehrmacht, der Kinderlandverschickung usw. haben zu weiterer Verminderung des Bettenangebotes geführt. Wird das Beherbergungsgewerbe dennoch in der Lage sein, den Unterbringungsnotwendigkeiten des Urlaubsverkehrs in der schmerzhaften Jahreszeit gerecht zu werden? Diese Frage kann, wie unsere Erkundungen ergeben, bejaht werden. Es wird dabei davon ausgegangen, daß das System der Zulassungsberechtigungen für die Urlaubsbegünstigten, also die Angehörigen der Wehrmacht, die eine ärztliche Bescheinigung vorweisenden Volksgenossen und die Nutznießer des arbeitsvertraglichen Erholungsurlaubes, auch für Frühjahr, Sommer und Herbst aufrechterhalten bleibt. Das Fremdenverkehrsgewerbe erwartet weiter, daß alle diejenigen, die außerhalb der stoffelweisen auf die einzelnen Reisezonen verteilten Sommerferien ihren Urlaub verbringen können, von dieser Möglichkeit auch Gebrauch machen.

Die organisatorischen Vorarbeiten für die interbetriebliche Verpflegungserweiterung sind von der zuständigen Berufsorganisation rechtzeitig eingeleitet worden. Einen gewissen Begeißelung könnte an sich die kriegswirtschaftlich bedingte Personalknappheit in den Gaststätten- und Beherbergungsbetrieben bilden; es wird jedoch erwartet, daß ein verstärkter Einsatz ausländischer Kräfte zur Milderung dieser Spannung beitragen wird.

Für den tatsächlichen Verlauf des Fremdenverkehrs im kommenden Jahre wird nicht nur die Leistungsfähigkeit der gewerblichen Träger des Fremdenverkehrs von Bedeutung sein, sondern mitbestimmende Faktoren sind ebenso die Verkehrsleistungen der Reichsbahn und die betriebliche Urlaubsregelung in der entwickelten Rüstungswirtschaft. Man kann annehmen, daß das Jahr 1942 zu einer gewissen Dezentralisierung des Erholungs-Fremdenverkehrs führen wird; die lange D-Zug-Fahrt zum traditionellen Standard-Kurort wird hinter der Ausnutzung der Nahverkehrsmöglichkeiten zurücktreten. Diese Standortverschiebung, die Siebung der erholungsstrebenden Gäste durch das Zulassungssystem und eine Anpassung an die kriegswirtschaftlichen Leistungsmöglichkeiten werden das Bild des Fremdenverkehrs 1942 bestimmen. Ba.

## Nachrichten

### führender Unternehmungen

**Zeiss-Ikon, Dresden:** Volle Ausnutzung der Produktionskapazität, weitere Steigerung des Umsatzes, Erhöhung des Rohüberschusses von 34,66 auf 45,73 Mill. RM. Mehrertrag für Zuzugabe der Abschreibungen. 4 statt vorher 8 Proz. Gewinnanteil auf verdoppeltes Grundkapital von 30 Mill. RM. Zuschreibungen hauptsächlich aus Neubemessung der Anlagen, auch Zuschreibungen auf Vorräte und Auflösung von Rücklagen. Bilanzvermehrung durch echte Geschäftserfolge, insbesondere Waren und Forderungen, flüssige Mittel vermindert.

**Stock a. Co., Berlin:** Kapitalberichtigung von 5 auf 12 Mill. RM. besonders kräftig von den erforderlichen 7 Mill. RM. kamen 3,5 Mill. RM. als Zuschreibungen auf Anlagen und 3,5 Mill. RM. auf Vorräte. Pauschesteuer und Erhöhung gesetzl. Rücklage aus laufenden Überschüssen. Anlagen vermutlich weiterhin niedrig zu Buche; keine Zuschreibungen auf Beteiligungen, keine Heranziehung der 5,85 Mill. RM. sonstiger Rücklagen. Im abgelaufenen Geschäftsjahr wieder Umsatzsteigerung. Durch Sonderaufgaben Forschungs- und Versuchsanstalt mit guten Resultaten beansprucht. Weitere Vereinfachung der Arbeitsverfahren. Erhebliche Liquidität.

**Bamag-Meguin, Berlin:** Eigentümlichkeit der Bilanz bei 3,988 Mill. Grundkapital und 52,5 Mill. RM. Verbindlichkeiten, denen ein ähnlich erhebliches Umlaufvermögen gegenübersteht. Mißverhältnis zwischen Grundkapital und fremden Mitteln bzw. Grundkapital und Geschäftsvolumen. Folge der wiederholten Sanierungen 3:1, dann 2:1 und schließlich 3:1. Höhe der Anlagen mit 8,6 Mill. RM. unterstreichen ebenfalls gegenüber Grundkapital Unausgeglichenheit der Bilanz. Entsprechend dem Geschäftsvolumen hoher Umsatz, ebensolcher Rohüberschuß: 26,8 Mill. RM. Umsatzsteigerung gegenüber Vorjahr. Wiederaufnahme der Dividendenzahlung.

**Norddeutsche Kreditbank, Bremen:** Bilanzsumme von 111,8 auf 127,2 Mill. RM., ausgehend von Gläubigerzunahme. Im Aktivgeschäft kräftige Vermehrung von Debitoren von 31,2 auf 51,5 Mill. RM. d. i. rund 65-prozentige Erweiterung. Vereinsbank Hamburg gleichfalls Schuldenerweiterung ansehnlichen Prozentsatzes, doch nicht in diesem Umfang. Zinsauspensen-Minderung auch hier durch Umsatz-Mehrung ausgeglichen.

## Brücke zur Selbständigkeit

### Die Rolle des Handwerks in der Berufsgliederung

Wie stark in Deutschland das Handwerk vertreten ist, zeigt das kürzlich bekanntgegebene Ergebnis der Volks- und Berufszählung des Jahres 1939. Bei der Zählung sind Industrie- und Handwerkswirtschaft nicht getrennt worden. Wenn man aber die Zahlen, die vom Reichstatistikamt des Deutschen Handwerks für das Handwerk ermittelt wurden, dem Vergleich mit den im Jahre 1939 festgestellten Zahlen heranzieht, so ergeben sich interessante Rückschlüsse auf die Stellung des Handwerks im Verhältnis zur Industrie und zur Gesamtwirtschaft.

Unter den 39,8 Millionen Erwerbspersonen im Reichsgebiet befanden sich 5,7 Millionen Selbständige, 6,7 Millionen mithelfende Familienangehörige, 2,1 Millionen Beamte, 5,3 Millionen Angestellte und 29 Millionen Arbeiter. Wenn man berücksichtigt, daß es im Handwerk rund 1,5 Millionen Handwerksbetriebe gibt, so ergibt sich daraus, daß etwa ein Viertel aller selbständigen Erwerbspersonen im Reich Handwerker sind. In der Gruppe Industrie und Handwerk werden die selbständigen Erwerbspersonen mit rund 1,6 Millionen angegeben. Daraus ergibt man den gewaltigen Anteil, den das Handwerk an

der Zahl der selbständigen Erwerbspersonen in Industrie und Handwerk hat. Wenn man weiter berücksichtigt, daß im Handwerk in normalen Zeiten rund 4,5 Millionen Personen einschließlich der Betriebsinhaber beschäftigt werden, so folgt daraus, daß bei 16,5 Millionen Erwerbspersonen in Industrie und Handwerk mehr als ein Viertel auf das Handwerk entfällt.

An der Gruppe der mithelfenden Familienangehörigen ist das Handwerk besonders stark beteiligt. In Industrie und Handwerk wurden 326 000 mithelfende Familienangehörige ermittelt. Hiervon entfallen allein auf das Bäcker- und Fleischerhandwerk 205 000 Personen. Vor dem Kriege beschäftigte das Handwerk rund 3 Millionen Gefolgschaftsmitglieder, die sich im wesentlichen aus Gesellen, Lehrlingen und Hilfsarbeitern zusammensetzten. Damit entfallen von den in der Abteilung Handwerk und Industrie ermittelten 12,7 Millionen Arbeitern ebenfalls rund ein Viertel auf das Handwerk. Diese Zahlen zeigen, welch großen Anteil das Handwerk am beruflichen Leben und insbesondere, welche große soziologische Bedeutung es als Brücke zur Selbständigkeit für unser Volk hat. A. P.

## Baumwoll-Auftrieb

### Kräfteverlagerungen in der Weltproduktion

Der Baumwollmarkt kommt heute innerhalb der textilen Güterproduktion in den Vereinigten Staaten eine einzigartige Bedeutung zu. Preismäßig drückt sich dies in einer Steigerung der Notierungen von 19 cents auf knapp 21 cents aus. Im Zusammenhang mit den Erörterungen über das Ende Januar in Kraft getretene amerikanische Preiskontrollgesetz trat dann vorübergehend ein Rückschlag auf etwas unter 19,65 cents ein.

Neben spekulativen Anschaffungen kapitalträgender Kreise verleihen die mittel- und langfristigen Kaufdispositionen der USA-Spinnereien dem Markt immer von neuem eine außerordentliche Festigkeit. Dabei handelt es sich teils um eine Auffüllung der Vorratsreserven, eine Tendenz, deren Ende wegen der vielseitigen neuen Verwendungsmöglichkeiten noch nicht abzusehen ist.

Die Leihvorräte der Regierung betragen trotz starker Reduzierung immer noch 5,3 Mill. Ballen zusätzlich der in anderen USA-Lagerhäusern befindlichen Vorräte noch 13,7 Mill. Ballen, gegenüber einem Stande von über 15 Mill. Ballen Ende des Jahres 1940. Die seit Jahren anwachsende Hortung von Baumwollvorräten in den USA, ist also erstmalig seit der zweiten Hälfte 1941 von einer gegenläufigen Bewegung abgelöst worden. Diese Entwicklung dürfte wegen des einseitig auf Baumwolle sich konzentrieren-

den Textil-Bedarfs noch wesentlich an Breite zunehmen. Von seiten der amerikanischen Regierung sind freilich Bemühungen im Gange, welche eine Steigerung der diesjährigen Agrarproduktion einschließlich der Baumwollproduktion bezwecken. Wie sich die Regierung die Ausführung dieser Pläne im einzelnen vorstellt, ist noch nicht bekannt.

Der amerikanische Inlands-Baumwollverbrauch hat im Jahre 1941 einen Rekordumfange von rund 19,6 Mill. Ballen erreicht, so daß damit nahezu die gesamte vorjährige Baumwollernte absorbiert worden ist.

Wichtig sind auch die Pläne Japans zur wirtschaftlichen Erschließung der eroberten Gebiete. Die Gründung einer Gesellschaft wird vorbereitet, welche die Anlage neuer Baumwollpflanzungen auf den Philippinen, auf den holländischen Inseln, in Malakka und auch in Indochina betreiben soll. Man sieht den zur Zeit noch vorhandenen Baumwollmangel als eine temporäre Erscheinung an.

Nachdem das 1940er Erntejahr mit einem Baumwollertrage von 194 000 Ballen abgeschlossen hatte, war in der Türkei im vergangenen Jahre eine bemerkenswerte Zunahme des Ernteertrages auf 270 000 bis 280 000 Ballen zu verzeichnen. Die eifrigen Bemühungen um eine Standardisierung und Qualitätsverbesserung sind ebenfalls von Erfolg begleitet gewesen. Kr.

## Nach deutschem Muster

### Natürlicher oder künstlicher Kautschuk

Die gestellte Frage ist für Deutschland seit Jahren eindeutig beantwortet. Ohne auf die Verwendung des natürlichen Kautschuks grundsätzlich zu verzichten, hat Deutschland doch weit früher als andere Länder in dem auf chemisch-technischem Wege aus einheitlichen Rohstoffen erzielten Kautschuk ein wichtiges Mittel erkannt, sich die Unabhängigkeit der Versorgung mit diesem für Wirtschaft und Rüstung gleich wichtigen Rohstoff zu verschaffen, und hat seine auf dessen Erzeugung gerichtete Industrie heute so weit entwickelt, daß es der Zufuhr natürlichen Kautschuks entzogen kann. Der heute noch zwischen beiden Stoffen bestehende Preisunterschied wird zum großen Teil durch die starke Überlegenheit der Eigenschaften des künstlichen Kautschuks ausgeglichen, dessen weitere Verbilligung übrigens lediglich eine Frage der Zeit ist, wie überhaupt die Erforschung auf diesem Gebiete noch keineswegs zu endgültig abschließenden Ergebnissen gelangte.

Anders sieht es in der übrigen Welt und hier besonders in den Vereinigten Staaten aus, deren Kautschukverbrauch ungefähr die Hälfte der Weltgewinnung in Anspruch nimmt. Hier wie in Großbritannien fühlte man sich der ungestörten Verbindung mit den hauptsächlichsten Gewinnungsländern des Kautschuks in Hinterindien so sicher, daß man der künstlichen Kautschukgewinnung zwar wissenschaftlich ein bedeutsames Interesse zuwandte, aber ihre praktische Förderung nur nebensächlich betrieb. Noch im Jahre 1941 vermochten die verschiedenen in den Vereinigten Staaten errichteten Werke nur etwa 20 000 t künstlichen Kautschuk herzustellen, während der Jahresverbrauch an 800 000 t heranreichte. Etwaigen nur vorübergehend für möglich ersetzten Kriegsstörungen in der Kautschukversorgung aus Ostasien konnte man durch die Ansammlung von größeren Vorräten entgegen zu können. Bei Kriegsausbruch im Dezember 1941 waren indes nur etwa 500 000 t in den Vereinigten Staaten bevorratet, d. h. wenig mehr als ein halber Kriegsjahresbedarf.

Erst im Laufe des Jahres 1941 faßte man in den Vereinigten Staaten eine größere Ausdehnung der chemisch-technischen Kautschukerzeugung ins Auge, und die Regierung ermöglichte die Erdölgesellschaften (Erdöl) die Gewinnung des Ausgangsstoffes für den chemisch-technischen Kautschuk zur Erstellung entsprechender Anlagen. Die schnellen Erfolge der Japaner schreckten die Nordamerikaner vollends aus ihrer Selbstsicherheit auf und zwangen sofortige weltweite Beschlüsse. Nunmehr sollen in aller Eile nicht weniger als 400 Mill. Dollar unter Garantie der Regierung eingesetzt werden, um in kürzester Frist

eine große Anzahl von Kautschukfabriken aus der Erde zu stampfen. Die Erdöl-, Kautschuk- und chemische Industrie vereinigen sich zu einer Zusammenarbeit, welche die gemeinsame Ausnutzung aller vorhandenen Patente und technischen Erfahrungen vorsieht. Man äußert die Hoffnung, im Jahre 1943 bereits 120 000 t künstlichen Kautschuk herzustellen. Wie weit sich diese Hoffnung verwirklichen läßt, sei dahingestellt. Eine Frage der wirklichen Entwicklung ist es auch, ob sich die Vorhersage der Nordamerikaner bestätigt, daß sie in der Lage sein würden, einen 10 Kunstkautschuk für 25 Cts. zu erzeugen, also für einen Preis, den gegenwärtig Pflanzungskautschuk besser Güte erzielt. Auf alle Fälle ist damit zu rechnen, daß man in den Vereinigten Staaten sich ohne Rücksicht auf

## DER HERSTELLER-RING

### SCHUTZWALL DER KLEINEN

Grundsätzen sinnhafter Arbeitsteilung unterwirft.

Wie das zu geschehen habe, beschreibt er in dem lesenswerten Buch „Der Hersteller-Ring. Ein Weg des Klein- und Mittelbetriebes die Vorteile des Großbetriebes zu sichern, jedoch dessen Nachteile zu vermeiden“. Forkel-Verlag, Vorlag für Wirtschaft und Verkehr, Forkel & Co. Stuttgart-O. 132 Seiten. Preis 12 RM. Es wird keine Utopie vorgetragen, sondern über die zehnjährigen Erfahrungen berichtet, die der Autor als Geschäftsführer der Motor-Zubehör-Firma Gebr. L'Orange gemacht hat. Diese Firma ist die Kopffirma des ersten deutschen Hersteller-Ringes. Dieser Ring ist eine arbeitsteilige Firmenarbeitsgemeinschaft selbständiger Betriebe. Er unterscheidet sich von Liefergemeinschaften und Innungen mit Entwicklungszentrale durch die Führerstellung der Kopffirma. Vom System der verlängerten Werkbank, durch das Großunternehmen Kleinbetriebe mit Unteraufträgen versorgen, unterscheidet er sich durch die andere Form der Arbeitsteilung zwischen Kopf und Herstellern einerseits, durch den Dauercharakter der Zusammenarbeit andererseits. Das System L'Orange läßt sich in seinen Grundzügen einfach darstellen: Die Kopffirma produziert nicht selbst, sie ist vielmehr Ingenieurbüro, Einkaufs- und Vertriebszentrale des Ringes. Sie pflegt ständige Forschung, unterhält eine Entwicklungswerkstatt, liefert Konstruktionen, entsendet beratende

Ingenieure. Die Hersteller-Firmen andererseits spezialisieren sich auf die „Unternehmeraktivität nach innen“, durch Bestimmung ihrer Fertigungsbetriebe sichern sie Bestehenstellung ihres Produktes. Die Kopffirma, Lieferer dem Außenbesteller gegenüber, vergibt ihre Fertigungsaufträge, wenn die Kapazität es zuläßt, nur an die Hersteller-Partner des Ringes, die ihrerseits diese Aufträge bevorzugt ausführen. Kopf und Hersteller verkehren in ordnungsmäßigen Faktorenebene miteinander, jedoch gibt der Kopf die eingekauften Teile ohne Zuschlag weiter, sind andererseits die Hersteller gehalten, in ihre Kalkulation keine anteilfremden Generalkosten einzukalkulieren.

Die Firma Gebr. L'Orange hat mit diesem System guten Erfolg erzielt. Es wird in dem besprochenen Buch nicht verkannt, daß es unbestreitbare Domänen des Großbetriebes gibt. Es ist u. E. weder im Felde der großgewerblichen Urproduktion noch bei jenen Konsumgütern, die in wenigen Arbeitsgängen hergestellt werden, anwendbar, dagegen sind die Gedankengänge für das weite Gebiet technisch hochwertiger Verarbeitung ebenso beachtenswert wie aktuell. Reizvoll wäre es, wenn der Autor seine Aufmerksamkeit noch eingehender, als er es im Buch tut, der Übertragbarkeit seiner Gedankenwelt auf die Sphäre des Binnenhandels erörtern würde. Hier, neben der qualifizierten Verarbeitungsindustrie, winkt dem Gedanken der von L'Orange entwickelten arbeitsteiligen Unternehmerleistung ein weites Feld. E. B.





### Junger Tod

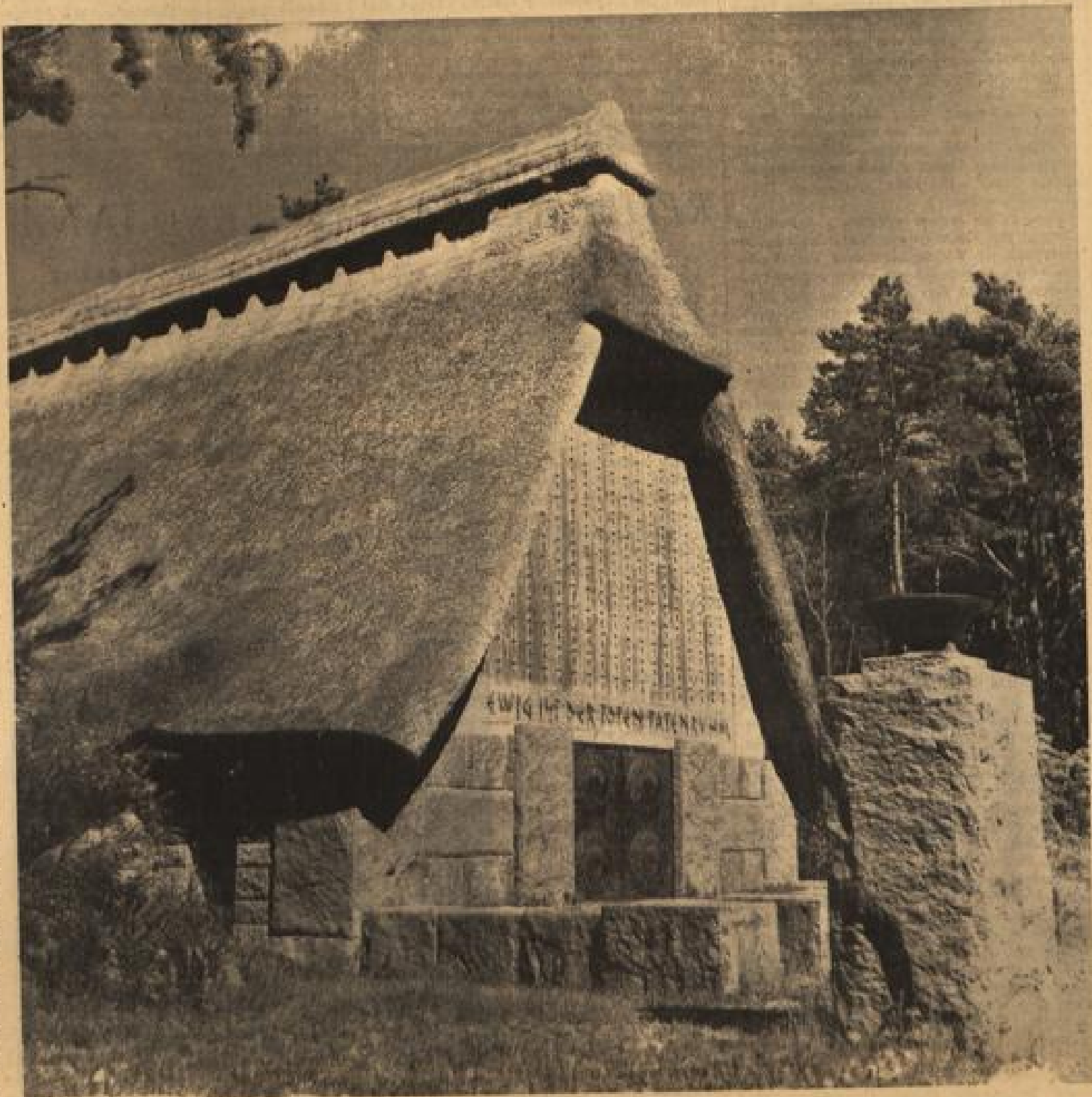
Von Jean Paul

Wenn von der Zeit der innigsten Seligkeit des Lebens die Rede ist, so muß man nicht die Kinderzeit anführen, sondern die Jahre des Jünglings und der Jungfrau. Die Freuden im Kindergärtchen sind Lenzblümchen, schön, doch klein, und artig-gefärbte, aber luftlose Vergißmichnicht; die höher prägnanten Freuden des Wissens und des Herzens sind noch eingewickelt, und die Farbenwelt der Ideale ist noch in eine grüne, dunkle Knospe zusammengezogen. Wie anders und weiter schimmert die Jugendzeit! Die himmlische Zeit der ersten Freundschaft — der ersten Liebe — der ersten Philosophie — des ersten vollen Genusses der Natur, der Musik und der Bühne — der ersten Baurisse der Luftschlösser für die Zukunft — und der ersten eingreifenden Zerstörung für tätige Wirklichkeit —, diese Zeit ist nicht bloß eine unwiederbringliche — denn jede Zeit ist es —, sondern die höchste (kulminierende) des Lebens, eben weil sie als die vollblühende nur den Früchten in schönen Hüllen dient; denn in dem Entwickeln arbeitet notwendig eine mächtigere Triebkraft als in dem Entwickelten, im blühenden Menschen eine stärkere als im gereiften. Wenn der Mann in gewissen Jahren so selten auf eine neue Bahn des Wissens oder eines sittlich höheren Lebens zu führen ist, so entscheidet sich dagegen der Jüngling mit unauslöschlichem Feuer für irgendeine Philosophie, für einen Umsturz seiner sittlichen Lebensweise, für eine Bekehrung; aber zur Bekehrung gehört eben mehr Kraft als zum faulen Stehenbleiben.

Wie die höchste Körperkraft, die höchste Gesundheit, die Aussicht des längsten Lebens und die höchste Schönheit, kurz die größten Körpergüter, dem jungen Alter zu-fallen, so breiten auch — und eben darum — die geistigen Reichtümer sich aus, welche nicht erworben werden, sondern nur ererbt. Kenntnisse, Erfahrungen, Übungen sind allerdings Früchte nur des Alters und der Mühe, aber was sind diese gegen den idealen Genuß der ersten Wissenschaften, wo der Baum der Erkenntnis noch geknüpft auf dem üppigen Baume des Lebens treibt, gegen die Entzückung, womit uns die neuen Wahrheiten der Philosophie oder einer anderen uns zugehörigen Lieblingswissenschaft überfüllen? Denn auch in der Wissenschaft steigt der Mensch, ungeachtet ihrer Erweiterung, bergab vom Ideal in die gemeine Kreisfläche der Wirklichkeit.

Wie voller glüht der Jüngling, die Jungfrau für große Herzen und große Opfer, wie heißer entbrennen er und sie wider die Niedrigkeit, welche kriecht, und wider den Eigennutz, der wühlt! Wie bauen nicht beide sich zu einem Sonnenempel strahlender Taten die kalte Gottesackerkirche der künftigen wirklichen Wirksamkeit aus! Der Jüngling wagt, der Mann erwägt nur, daß er einst gewagt und ob er wieder wagen dürfe. Der Jüngling glaubt mitten in einer seligen Gegenwart noch an eine seligere Zukunft der Erde und seiner; er glaubt, daß die Völker gleich und mit ihm reifen und daß auf den Bergen und Zinnen der Welt nur ein Gottessohn zu stehen brauche, damit ihn die Teufel anbeten; in seiner Brust steht er die göttlichen Höhen, die Ideale festgebaut stehen und unerschüttert. Hingegen der ältere Mann blickt diese nur noch im beweglichen Leben nachgebildet an; so wanken die festen, steilen Alpen auf dem Boden des wallenden Sees gespiegelt. Die warme Sinnlichkeit des Jünglings wird nur zu leicht von seiner Unbeholfenheit im Gutes-Tun verdeckt und dann von seinen Leidenschaften; am meisten wird sein heiliges Feuer von den Rauchäulen der letzten umhogen. Zorn, Ehrgeiz, Liebesglut sind brausende Dämpfe der Jugend, aber der Sittlichkeit doch näher verwandt als die eigennützigen Neigungen des Alters, die Furcht, der Geiz, die ruhige, selbstische Genußsucht. Denn nur ein Greis, nicht ein Jüngling geniest am liebsten einsam. Das Alter hat moosige Auswürfe der Schwäche, die Jugend hat die glühenden der Kraft. Wahrlich, ein großer Teil unserer älteren Sittlichkeit ernährt sich von den Träumen und Zwecken, welche die jugendliche hatte und verfolgte.

Wenn die Jugend die Zukunft des Lebens nur voll idealer Blüten und das Alter sie voll dürrer Reisler erblickt, so liegt beider Unterschied des Blicks nicht in der Ferne, denn obgleich dem Jüngling an den Rosenbüschen des Lebens in der Ferne nur die schönen Farben und Düfte erscheinen, nicht aber die Stacheln, so schenkt ihm auch die Nähe ähnliche Rosen, obwohl nur italienische, voll eingezogenen Wohlgeruchs und voll Farbensplendore ohne Bedenken. Hingegen wird auf der anderen Seite das Alter von der Ferne — bei der Gegenwart versteht sich — von selber — nicht nur nicht betäubt, sondern auch entzaubert und von einem dunkleren Rauche als dem Zauberrauche verfinstert. — Seltsam ist es, daß man in diesem Falle nicht der Jugend Stärke und dem Alter Schwäche zuschreibt, sondern es umkehrt. Um der Wirklichkeit Idealität zu leihen, ist ja eigener Reichtum an dieser notwendig, und über das äußere trockene Leben kann nur ein reiches Inneres, seine Fülle ergeben. Der Jüngling erblickt die Zukunft mit ihren Gaben für ihn und die Völker, wie ein Schiffer durch das



„EWIG IST DER TOTEN TATENRUHM“

Mellon-Ehrenmal der HJ. bei Bergen auf Rügen  
Entwurf von Volkshund Deutsche Kriegsgräberfürsorge Aufnahme: D. v. d. Osten

### MARSCH ZUM SIEG

VON ERICH OTTO BUSCH

Nur manchmal sind wir müde, wie uns nie  
ein noch so langer Werbeltag in einem  
wohlausgemessenen, mühevollen Leben  
in Arbeit müde machen könnte; daß wir  
in spannentiefe Löcher unserer Straße  
Träume  
hinstürzen, uns erraffen, weiterschreiten —  
Schlafwandlern ähnlich — ohne nur zu ahnen,  
was denn geschah — — dem ewigen Marsche  
nun,

dem dritten Tausend russischer Kilometer  
Sandwege und Moräste, Sumpfdickichte  
und öder Wegelosigkeit verhaftet. —

Was uns erwachen macht, ist der Befehl,  
der wie ein Schoß in unser dumpfes Tun  
hineinknallt, uns die Hand zu unserm Helm  
und zu den Waffen reißt und wie ein Licht  
in neumondanker Nacht zurleuchtet: Erhellte!  
Wir sind zum hunderteinten Mal an  
Feind!

grünblaue Meer hindurch unten die Meergräser zu hohen Wäldern und die glänzenden Muscheln zu bunten Felsen vergrößert und dem Ergreifen geknähert erblickt.

Nun aber — damit wir uns wieder dem Anfang zuwenden — in solichem Alter, auf solchen Linsen, wäre Sterben nicht schön und nicht leicht! Ich tadle hier keinen Schmerz der vorwärts verweisenden Eltern, denen ihre ermatteten, veralteten Ideale zum zweitenmal in den frischen ihrer davonziehenden Söhne und Töchter untergehen, und die gleichsam zweimal veralten, weil ihnen ihre Verjüngung abstrahlt — ich tadle keine einzige Träne, womit sie sich selber beweinen um ihre langen, schweren Mühen für eine plötzlich abgewehrte Lenzblüte ohne herbstliche Frucht-Nachlese. Kein Schmerz der Liebe ist zu verdammern, am wenigsten elterlicher; ich mach ihm auch nicht den Vorwurf — so wahr er ist — Du willst über den Untergang einer Jugendblüte als über Neues trauern und siehst nicht umher, daß seit Jahrtausenden in jedem Jahre ein Frühling stirbt; sondern ich frage nur wieder: Ist es nicht schöner, wenn der Tod, als wenn das Leben die Antlitzrosen bleicht? Ist es nicht schön zu sterben in solichem Alter, wo der Jüngling und die Jungfrau nur aus dem inneren Lande der Ideale überfliegen in ein höheres Land der Ideale — wo sie in dasselbe nur die heißen Morgenträume und frischen Morgenstunden des ersten Lebens mitbringen und ihnen eine mildere Sonne aufgeht als die schwüle des irdischen Arbeitstages — wo sie nur kurze Jugend gegen lange Verwahrlosung, plötzlich der Todesengel den Felsen wegsprengt, der die Auferstehung verhindert? — Und ein solches Sterben wäre nicht das schönste?

Ich sage nein; denn es gibt im Blütenalter noch einen schöneren Tod, den des Jünglings auf dem Schlachtfeld! —

O ihr Tausende von Eltern, Geschwistern und Bräuten, welchen bei diesen Worten die alten Tränen wieder entströmen, weil die Tränen der Liebenden länger fließen als das Blut ihrer Geliebten, weil ihr nicht vergessen könnt, welche edle, feurige, schuldlose, schöne Jugendherzen an eurer Brust nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich, verworren an anderen toten Herzen in einem großen Grabe liegen; weinet immer eure Tränen wieder, aber wenn sie abgetrocknet sind, so schaut fester und heller den Kämpfern nach, wie sie eingesunken oder vielmehr aufgestiegen sind. Väter, Mütter, schauet deinen Jüngling vor dem Niedersinken an, noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinsgen fortgezogen mit einem frohen Abschiedsruhm voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte, satts Betäubnis eines Sterbenden, stürzt er in den feurigen Schlachtod wie in eine Sonne, mit einem kecken Herzen, das Hölle ertragen will — von hohen Hoffnungen umflattert — vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbraust und getragen — im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland — fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod und die rauschenden Todes-Katarakte überdecken die stürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen — alles, was nur groß ist im Menschen, steht göttlich glanzreich in seiner Brust als in einem Göttersaal; die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm. Nun kommt auf seine Brust die letzte Wunde der Erde geflogen; kann er die fühlen, die alle Gefühle wegrißt, da er

im tauben Kampfe sogar keine fortschmerzende empfindet? Nein, zwischen sein Sterben und seine Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzt zu groß für einen Großen, und sein letzter, schnellster Gedanke ist nur der frohe, gefällige zu sein für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens.

Er wird sich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohn, seinen Lohn bringt er mit hinauf, aber ihr genießt seinen hier unten; ihr könnt wissen, daß kein Sterben für das Gute in einem All Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und Völkerbeglückung sein kann, und ihr dürft hoffen, daß aus der Todesasche des Schlachtfelds der Phönix des Heiligsten aufliebt, und daß die ungenannt in den Gräbern liegenden Gerippe der Kämpfer die Anker sind, welche unten umgeben die Schiffe der Staaten halten. Eltern, wolt ihr noch einmal Tränen vergießen über eure Söhne, so weint sie, aber es seien nur Freudentränen über die Kraft der Menschheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes, ja, über euer Menschenherz, das lieber die Schmerzen der Tränen trägt als die Freuden der Geistes-Siege entbehren will. — Ja, seid sogar stolz, ihr Eltern, ihr habt mitgestritten, nämlich mitgeopfert, denn ihr habt in der kälteren Lebensjahre ein geliebteres Herz, als auch das euerige war, hingegeben und dasselbe für das große Herz des Vaterlandes gewagt, und als das kindliche stand und eures brach, nur geweint und gewünscht, aber euer Opfer nicht bereut; und noch dauert mit eurer Wunde euer Opfer fort.

In Juni 1942 geschrieben.

### Sind die Klassiker schwer?

Von Eduard Spranger

In meiner Jugend habe ich von irgendwoher die Lehre in mich aufgenommen, wir Deutschen hätten sechs Klassiker der Literatur: Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Schiller und Goethe. Wie diese Liste zustande gekommen ist, dürfte schwer zu sagen sein. Denn nicht einmal die „Klassiker“ ist für alle die Genannten entscheidend. Das große Problem, was man eigentlich unter „klassisch“ zu verstehen hat, läßt sich nicht nebenbei erledigen. Genug, daß wir uns unter den Klassikern große Meister von erstem Range denken, an denen wir um unserer selbst willen nicht achtlos vorbeigehen können. Sie sind Kinder von zurückliegenden Blütenzeiten geistiger Schöpferkraft, Werke der unmittelbaren Gegenwart nennen wir nicht klassisch. Es muß sich schon etwas Patina gebildet haben. Die allgemeine Anerkennung des wertenden Volksgeistes muß sich schon auf sie vereinigt haben. Dies Urteil unterliegt immer einigen Schwankungen, und der Kanon, d. h. seine Richtschnur, steht nicht unbedingt fest.

Wenn man diese erweiterte Bedeutung des Klassischen zuläßt, dann gehört beispielsweise auch Shakespeare zu den Klassikern. Hebbel und Grillparzer können bei uns ebenfalls noch hinzugerechnet werden. Vom Klassischen reden wir aber auch in andern Künsten, vor allem in der Musik. Hier tritt die gleiche schwere Frage der Abgrenzung auf. Der Einfluß der Antike kann auf diesem Gebiet keine entscheidende Rolle spielen. Selbst das oft hervorgehobene Merkmal einer ausgewogenen Formenstrenge bleibt sehr unbestimmt. Lassen wir alle diese unbeantworteten Fragen beiseite und halten wir uns für unsern Zweck an den ganz praktischen Fall: Wenn auf der Bühne oder im Konzertsaal ein Werk aus älterer Zeit aufgeführt werden soll, so wird der Künstler, der diese Wahl trifft, mindestens die Überzeugung haben, daß die betreffende Schöpfung über den Wandel der Zeiten hinweg lebendig geblieben ist, und daß sie in uns Heutigen noch eine echte künstlerische Bewegung auszulösen vermag. Andernfalls handelt es sich um eine Darbietung, die nur ein kunstgeschichtliches Interesse hat, für die wir uns also eigens historisch um- und einstellen müssen.

Es soll in uns etwas unmittelbar antworten. Gerade dagegen aber erheben sich manchmal Zweifel, und besonders dann, wenn eine Generation ein sehr starkes Eigenleben besitzt, das sich über seine innere Fülle noch nicht klar geworden ist und nach neuen Ausdrucksformen drängt. Dann erscheinen die Klassiker als „schwer“. Schwer aber kann vielerlei bedeuten: fremd im Sinne einer ferngerückten Seelenart; intellektuell zu stark belastet und belastend; anspruchsvoll, weil die Anseignung Mühe und Arbeit voraussetzt; überreif, wofür man die nötige Spannkraft noch nicht aufbringt. — Wer aber will, wenn er im Theater oder Konzertsaal Erholung und Erhebung sucht, erst alle die Vorbedingungen nachholen, die mit jenen Worten angedeutet sind? Man zieht die praktische Folgerung, sich einer leichteren Muse zuzuwenden, deren Sprache man ohne weiteres versteht.

Warum es schwer ist, die Klassiker zu lesen, kann nicht erörtert werden. Hier trifft eine Fülle von Umständen zusammen, die eine gelehrte Abhandlung erfordern würden. Beschränken wir uns auf die Bedenken gegen die Aufführung von klassischen Werken der Literatur oder der Musik, also auf Spielplanfragen. Was darf man dem Publikum zumuten? Das Publikum hat allerdings gerade in unseren Tagen schon eine eindeutige Entscheidung gefällt. Niemals war der Sinn für große und hohe Kunst so offen, wie in unserer ersten Gegenwart. Wer sich zum Anwalt der Klassiker macht, hat zunächst wohl nur den Irrtum fortzukommen, als ob sie ungemessene Ansprüche an Verstand und Wissen stellten, so daß sie für einfachere Hörerkreise nicht in Betracht kämen.

Man denkt dabei etwa an das Maß historischer Kenntnisse, das man besitzen müßte, um Dramen von Schiller, Goethe oder Hebbel zu verstehen. Scheinbar versetzen sie uns in ganz fremde Zeiten. Das gilt aber von jedem Geschichtsdrama, nicht nur vom klassischen. Wenn es gut ist, so bringt es in der sog. Exposition alles, was erforderlich ist, um dem inneren Zusammenhang der Handlung zu folgen. Das wirklich klassische Drama will nicht Geschichte lehren, sondern es wendet sich mit seinen Gestalten unmittelbar an unser fühlendes Herz. So fremdartig das äußere Gewand sein mag, in dem sie auftreten, sind sie in ihrem Tun und Leiden doch Menschen, die unserer Seelenverfassung in der Tiefe ganz verwandt sind. Wäre es anders, so käme es überhaupt zu keiner künstlerischen Wirkung, sondern nur zu einem Beschauren von Museumstatuen. Dieses Band der „Menschlichkeit“ verbindet uns sogar noch mit der griechischen Tragödie; nur deshalb zählen wir sie zum Bereich des Klassischen. Viel ferner liegen uns naturgemäß Werke der hohen japanischen oder indischen Kunst; denn sie sind aus einer andern Religiosität erwachsen als der abendländischen.

Wirklich störend aber wirken vielfach auf uns die starken Anleihen, die die deutschen Klassiker bei der griechisch-römischen Mythologie machen. Da erscheinen Gestalten und Geschehnisse, über die der einfache Mann erst



Im Konversationslexikon nachschlagen müßte, und auch dem sog. Gebildeten sind sie oft nicht genug vertraut. Die „Klassische Walpurgisnacht“ im 2. Teil des „Faust“ erfordert ein eigenes Studium, mindestens beim Lesen. Denn auf der Bühne hilft einem das gleiche besetzte Schauspiel vorwärts, aus dem diese Mythen ursprünglich entstanden sind. Schiller's Gedichte enthalten noch allzuviel von solchem altförmlichen Apparat. Seine Dramen sind frei davon. In Goethes „Iphigenie“, deren Dialog allerdings ebenso wie der „Tasso“ ein feinhöriges Gemüt voraussetzt, handelt es sich nur um eine Ahnengeschichte, die mit wenigen Worten zu erklären wäre. Ein ähnliches Erleben früherer Ereignisse fordert das tägliche Leben oft genug von uns.

Das letzte Bedenken führt sehr viel tiefer. Die klassische deutsche Dichtung hat eine Weltanschauung zum Hintergrund, ja geradezu eine Philosophie. Es scheint, als ob man sich diese erst erarbeitet haben müßte, um — durch sie hindurchgegangen — auf freier Höhe endlich unbefangenen zu genießen. Diese Auffassung ist irrig. Eine Philosophie, die nicht ganz wieder zum konkreten Bilde, zum anschaulichen Schicksal und Handeln geworden ist, gehört überhaupt nicht in die Kunst. Der gebildete Forscher mag sich für den Gedankenstrom interessieren, der beim Schaffensprozeß des Klassikers mitgewirkt hat. Dem schlichten Zuhörer muß dieses Gedankliche einfach als Erlebnis zuteil werden, oder der Aufbau des Werkes ist künstlerisch verfehlt. Der „Faust“ ist etwas anderes als „gedichtete Philosophie“. Auch hinter der großen Musik liegen immer weltanschauliche Grundhaltungen des Schöpfers gleichviel, ob sie der gemeinsamen Religiosität entstammen oder einem persönlich erkämpften Ethos. Aber hier ist es ja klar, daß dies alles völlig in das Element der reinen Klangwelt aufgehoben ist. Nur durch dieses Medium wirkt die große Musik in den Tiefen der Seele und weckt dort die schlummernden Möglichkeiten, um sie bis zu Höhen emporzureißen, wo man wirklich den Himmel offen schaut.

Alle Gesichtspunkte, die man im Sinne des Bedenken „die Klassiker sind zu schwer“ geltend machen kann, beruhen auf dem Mißverständnis, als ob gerade die höchste Kunst nicht der intellektuellen Zwischenglieder, die überall nötig sind, Herr zu werden vermöchte. Man verkennt völlig den eigenartigen und einzigartigen Sieg, den nur dem klassischen Genie gelingt. Machen wir uns dies etwas deutlicher! Sehr viele von uns haben in der Schule bei der Behandlung der „Hamburgischen Dramaturgie“ gelernt, daß der Grieche Aristoteles die Wirkung der Tragödie in einer Art von Katharsis, d. h. von Reinigung des Affektes, erblickt hat. Wir haben damals viele Betrachtungen darüber angestellt, wie diese Stelle bei Aristoteles zu deuten sei und ob denn Leasing sie endlich historisch treu ausgelegt habe. Die Sache selbst haben wir darüber meist vergessen, nämlich, daß gerade die ganz hohe Kunst ihr Geheimnis darin hat, in einer unsagbar feinen Dosierung das Anstößige und das Abklängen unseres mitgehenden Innenlebens zu regeln. In dieser Meisterschaft über die Willensbewegung unserer Seele, in dieser unvergleichlichen Kenntnis des Mafes, mit dem die Leidenschaft erregt werden darf, sich ausbreiten darf, um dann wieder vom Werk selbst in eine tiefe Befriedigung aufgelöst zu werden, — gerade darin besteht das Wunder der klassischen Formen. Will man das genaue Gegenstück haben, so denke man an die fahrlässige und oberflächliche Art, wie die meisten Filmstücke mit unserem ästhetischen Mitleben und Mißleben verfahren. Es ist, als ob man auf einer Schaukel auf- und abwärts fliegt, während man gleichzeitig noch mutwillig gerort wird. Ganz anders in der klassischen Dramatik wie Musik! Da walten eine ernste, in beiden Fällen geradezu musikalisch zu nennende Zucht. Kein Motiv ist entbehrlich, kein Tempo ist überdrüssig, keine Linie könnte anders sein. Der Geniebedeute steht nichts von dieser weisen Ökonomie der Kräfte; er ist zunächst nur der Empfänger ihrer Wirkung. Auch die feinste Analyse in deutenden Worten kommt nicht hinter das Geheimnis: das Genie liegt nur in dem reinen, klaren, geläuterten Geist des schaffenden Genies selber. Eben deshalb handelt es sich hierbei um nichts, das man sich durch intellektuelle Bemühungen erschließen müßte. Die Wirkung ist da oder sie ist nicht da. Alles vollzieht sich in uns als ein wunderbares und erhebendes Schicksal des bloßen Schanens, Hörens, Überwältigtwerdens.

Eine Vorbedingung allerdings muß erfüllt sein: der Spieler und die Darsteller müssen bis zu dem Tiefpunkt in das Werk eingedrungen sein, daß ihnen sein geistiger Rhythmus wie von selbst durch die Glieder fließt. Sie müssen dem Schöpfer kongenial sein; der Zuhörer wird dann mit hineingerissen. An dieser Einstimmung in klassi-

sche Werke mag es dem modernen ausführenden Geist manchmal fehlen. Er ist so sehr an eine andere, meist expressionistische Kunst gewöhnt, daß er jenen Rhythmus in sich selbst nicht mehr zu erzeugen vermag. Er hält es für seine Pflicht, dem alten Werk um jeden Preis eine neue Auffassung abzugewinnen. Damit begibt er sich aus der treu dienenden Stellung, auf die der klassische Meister gezählt hat, in die des eigenwilligen Herrschers. Von diesem Augenblick an wird der Klassiker „schwer“, weil eine Problematik in ihn hineingetragen wird, die er nicht gehabt hat, weil bewußt gemacht wird, was dem großen künstlerischen Traum verbleiben sollte, weil in der Darstellung zwei Linienführungen sich kreuzen, die nicht zum Ausgleich gebracht sind.

Meine Auffassung von der Sache ist also optimistisch: Ich glaube, daß eine meisterhafte Darbietung eines klassischen Kunstwerks, wofür es nur aus einer großen, überzeitlichen Stunde geboren ist, ein legendenempfindliches Gemüt einfach in seinen Bann zwingt. Und mehr kann von keiner Kunst erwartet werden.

Aber es ist selbstverständlich, daß dieser „Zauber des Genies“, wie Nietzsche sagt, in verschiedenen Seelen noch sehr Verschiedenes wirken kann. Auch dies möchte ich ausdrücklich zu den Kennzeichen des Klassischen rechnen, daß es auf eine Art nicht ausgeschöpft werden kann, sondern immer neue und tiefere Hintergründe enthüllt. Dies ist nun die Stelle, an der der Empfangende gefragt werden muß: „Wer bist denn du?“ Eine ganz naive Seele wird von einer guten Darstellung von „Wallensteins Tod“ bis in ihr selbst verschlossene Untergründe aufgewühlt werden. Aber sie wird weit entfernt sein, schon alles zu verstehen. Denn dazu müßten viele Schicksale durch ihre Brust gegangen sein, wie sie nur der Gelebte erfahren hat. Mit dem Gerechten meine ich keineswegs immer den alten Menschen, nicht immer schenkt das Alter Reife. Eher kommt es auf eine innere Lebendigkeit an, die schon früh vorhanden sein mag, auf eine Berührbarkeit von mannigfachen Seiten, die mit dem Reichtum der Phantasie zusammenhängt, und auf die große Leidensfähigkeit, die auf verwandte Wellen anspricht. Das Tragische im vollen Sinne, nämlich der scheinbare Untergang des Helden im Ansturm gegen das Schicksal oder der Triumph der Idee über das Kleine der Welt, ist — typisierend gesprochen — gar nicht das Element, in dem der Greis mit Vorliebe verweilt. Er wendet sich in der Regel von dem Appassionato Beethovens zu Mozarts verklärter Heiterkeit, von der überwindenden Tapferkeit Schillers zu dem stillen Blüten, Leiden und Verhehlen bei Goethe. Daß der Dichter ein hellender und somit heiliger Genie ist, bleibt immer wahr. Aber der Wege, auf denen er diese Wunder in einer Seele wirkt, sind viele. Selbst ein und dasselbe Werk kann und muß von verschiedenen Charakteren anders verarbeitet werden, und auf jeder Lebensstufe noch einmal in besonderer Form. Auch in diesem Sinne steigen wir nicht zweimal in denselben Fluß. Wir wählen manchmal Dichter deshalb zu unserem Lebensbegleiter, weil wir gewillt sind, daß es uns bei jeder neuen Begegnung Neues, Ungeahntes erschließen wird. Und so verwandelt wachsen wir mit ihm. Wer ihn anfangs als „schwer“ verspürt, ahnt damit, daß es innerlich noch etwas zu erobern gilt.

Die besondere Lage der Jugend, etwa von 14—19 Jahren, wenn sie der klassischen Kunst begegnet, läßt sich verschiedenes beurteilen. Daß sie in vollem Umfang dafür nicht reif ist, folgt aus dem Gesetz der Lebensalter. Der jugendliche Mensch ist immer Expressionist, d. h. er will sich zunächst einmal durch Ausdruck von der überflutenden inneren Leidenschaftlichkeit befreien, wie es Schiller und Goethe in jungen Jahren auch getan haben. Aber für eine gute Aufführung klassischer Werke in dem erwähnten Sinne ist er trotzdem empfänglich, und zwar oft empfänglicher als Menschen in späteren Jahren. Denn er verfügt aus der Fülle einer blühenden Innerlichkeit Farben und Klänge hinzuzusetzen, von denen kein Älterer mehr etwas ahnt; so geschieht es ja schon bei den objektiv oft mageren Jugendschriften.

Ganz etwas anderes ist die Analyse klassischer Werke im eigentlichen Unterricht. Sie wirkt so gut oder so schlecht, wie sie gemacht wird. Da Meisterschaft auf diesem Gebiete eine seltene Gabe ist, bleibt das Unterrichtsgeheimnis: es wird sehr oft rational zersetzt, was in der behüteten Stille des Unbewußten bleiben sollte. Hier tritt nun aber der andere Gesichtspunkt auf, daß die Jugend mit dem großen nationalen Geistesbesitz durch einige geeignete Proben bekannt gemacht werden muß. Beliebige moderne Werke bieten dafür keinen Ersatz.

Will man Verfrühung verhüten, so hätte man sehr vieles aus der Schule zu streichen. Eine hohe Kultur muß das Wichtigste und Edelste ihrer Tradition planmäßig sichern.

Es ist vor etwa 12 Jahren mit dem Schlagwort „Literaturstreik der Jugend“ viel Aufregung in der Öffentlichkeit verursacht worden. Damals handelte es sich um eine z. T. morsche Jugend, wie wir sie heute nicht mehr haben. Große Gegenstände der Zeit machen junge Menschen doppelt aufgeschossen für das Große älterer Zeit. Aus dem ganzen Lärm ist praktisch nichts gefolgt. Die „bewiesenen Mächte“ haben ihre Kraft im Bildungsprozeß unerschüttert bewahrt. Dem Lehrer aber ist seit damals vielleicht klarer geworden, daß die verantwortliche Verwaltung solcher Güter eine zarte Hand erfordert, und daß man das Klassische nicht im Stil einer Aiskese behandeln darf, weil die Jugend „streng“ gehalten werden soll. Entscheidend bleibt jedoch die Forderung

des Ahnenstolzes. Eine Schule ohne Schüler und Goethe, vielleicht aber mit Caesar und Racine und Dickens, wäre eine Karikatur. Mag den künstlerisch weniger empfänglichen auch etwas mehr zugeordnet werden, als sie unmittelbar in Blut und Leben verwandeln können: wir alle wissen, daß eine frühe Saat lange schlummern, dann aber aufblühen und Fruchtwege bringen kann. Ja, wenn wir es ganz kurz heraus sagen sollen: für unsere tapfere deutsche Epoche ist es überhaupt kein Schreckbild, wenn etwas „schwer“ genannt wird. Eine gute Schule ist immer eine schwere Schule, sagt Nietzsche. Wir können daher das ganze Thema abschließen, indem wir Goethe selbst in seiner energischen, gedrangten Art dazu Stellung nehmen lassen:

„Warum willst du dich von uns allen Und unserer Meinung entfernen? Ich schreibe nicht, euch zu gefallen. Ihr sollt was lernen.“

## REHBERGS „HEINRICH UND ANNA“

Erstaufführung im Berliner Staatstheater

Der dramatische Dichter, dessen Gestaltungskraft an historischen Stoffen sich entzündet, sieht sich, wenn sein Werk nicht, zwischen historischen Bilderbogen und in Dialogform gebrachten Anschauungsunterricht fruchtbar schwankend, jenseits der Sphäre dichterisch erfüllter Gestaltung bleiben soll, immer wieder vor die zugleich schwierige und dankbare Aufgabe gestellt, aus dem epischen Fluß der Geschichte jene Momente einer dramatischen Kristallisation herauszugreifen, zu deren Mutterboden die Gemeinschaft, an die sich der Dichter wenden will, eine entsprechend abgestimmte Empfänglichkeit bereithält, so daß sich das Wunder der Kristallbildung in ihr gleichsam wiederholen oder doch nacherlebt werden kann.

Es ist das Geheimnis der Wirkung des Dramatikers Hans Rehberg, daß sein Griff in die Geschichte immer von einer gleichsam wünschenswerten geistigen Sicherheit für das Aufspüren solcher Kristallisationspunkte geleitet scheint. Das Piktorene einer Erscheinung, das, was an ihr zunächst dramatisch scheint, interessiert ihn nicht in erster Linie; er sucht und findet vor allem stets jene Punkte, an denen sich die Schicksalslinien der Personen, die Geschichte machen, und der Geschichte, die die Personen macht, so überschneiden und vereinen, daß die Ausstrahlung der dabei entbundenen Kraft, bis in die Gegenwart spürbar blieb. So schrieb er seine Preußendramen, die mit beinahe asketischem Verzicht auf alle hier so reich sich darbietende Möglichkeit zu farbiger Situationsdramatik als ein Zyklus zur Erhellung der geschichtlichen Notwendigkeit der preußischen Idee konzipiert wurden. So schrieb er auch sein neues Schauspiel „Heinrich und Anna“, das in greller Schlagkraft jene Überschneidung eines höchst persönlichen Schicksals — des Liebesromans Heinrichs des Achten und der Anna Boleyn — mit der Linie eines historischen Kräfteablaufs sichtbar macht, die für den Aufstieg der englischen Weltmacht und, in nuce, auch für dessen gegenwärtige Schicksalslasten grundlegend und maßgebend wurde.

Mit scharfem, hartem Umriss von historischer Realistik zeichnet Rehberg den Mann Heinrich VIII., aus dessen pathologischer Physiognomie alle Züge von Wohlwollen und Bonhomie verschwunden sind, mit denen ein propagandistisch sehr geschickter englischer Film vor Jahren das Porträt dieses für die Geschichte Europas so verhängnisvollen Tödler sympathisch zu machen wußte. Ein böser Egoist, krank vor Liebe zu sich selbst, akropellos und ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl sich den Leidenschaften unterwerfend, von denen sein Blut brandig ist, Mann der Faust, die gern das Auge trifft, voll Argwohn, wie alle Töckischen, voll Furcht wie alle Gewalttätigen — so steht der Mann vor uns, dessen persönliche Leidenschaft und Rachsucht den Abfall Englands von Europa und die Isolierung der Insel bewirkte. „Ein Tier aus schwärzerer Tiefe als für gewöhnlich Männer kommen können.“ Ihm gegenüber Anna Boleyn, aus den vielen traurigen Mädchenbildern der englischen Geschichte eine der traurigsten, voll romantischem Ehrgeiz, voller Ironie der Jugend, witzig, aber nicht witzig genug, um den Witz der Bosheit parieren zu können, klug, aber nicht klug genug, um nicht berechnend zu sein auch gegenüber dem Unberechenbaren, schön und jung, aber beides nicht genug, um die Genußsucht des brutalen älteren Mannes dauernd fesseln zu können.

Mit dem Recht des Dichters opferte Rehberg einige historische Wahrheiten: die historische Wahrheit tritt dafür um so überzeugender hervor. Der Amoklauf des Königs für die Legitimierung seiner Liebe, der zur Ungültigkeitserklärung seiner Ehe mit Katharina und zum Bruch Englands mit Rom, zur Absetzung seines Kanzlers Wolsey und zum Aufstieg des Abenteurers Thomas Cromwell führt. Und das Sinken Anna Boleyns, die als Sinnbild der vergewaltigten Wahrheit das Schafott zu bestiegen hat, während der König, jetzt von keiner staatlichen und religiösen Macht mehr kontrolliert, bereits zur Hochzeit mit ihrer Nachfolgerin Jane Seymour einläßt.

Die Sprache des Dramatikers Rehberg liebt die Verkleidung. Sie hängt sich mit Ly-

riamen, bunten und kunstvollen Metaphern, den kostbaren Schmuckstücken, unter denen aber immer das Metall einer gepanzerten Brust hervorschimmert, die sich in jäh aufschließenden Szenen von geballter Dramatik plötzlich dann eisenhart, klar und



In der Fehling-Inszenierung von Hans Rehbergs neuem Schauspiel „Heinrich und Anna“, das vom Staatstheater Berlin gegeben wurde, spielen Otto Wernicke und Lola Mühl die Titelrollen. (Ausz. Scherf)

nüchtern, in gefährlicher Direktheit, fast brutal, offenbart.

Von hier aus baut die Regie Jürgen Fehlings ihre Wirkung auf. Seine ganze Kraft geht der Herausarbeitung des politischen Dramas, hinter dessen hartem Schatten die Liebesbedeutung verbleibt. Fehling ist ein Meister in der Kunst, Verborgenes, Unterirdisches unheimlich weiterleuchten zu lassen, bis plötzlich der dramatische Blitz in überblühender Helle einschlägt. Kein Augenblick ohne Spannung, kein Satz ohne das Gefühl einer seismographischen Tendenz auf die dramatische Mitte zu, in der die Erde bersten wird. Und wahrhaftig, sie brist, wenn Otto Wernicke, der Darsteller des Heinrich, im Scheidungsprozeß, der so plötzlich zum Tribunal europäischer Geschichte wird, aufspringend, ausschreitend, die scharfen, harten, brutalen Sätze, diese Faustschläge von Sätzen, herausstößt, massiv und direkt, ohne Atem, aber auch ohne Atemnot, in beklemmender Steigerung angreifend, beleidigend, vernichtend. Er ist, durch seine Leistung, aber auch von der Regie her, die das Gleichgewicht der Dichtung (die „Heinrich und Anna“ heißt) in dieser Hinsicht gewaltig verschiebt, die zentrale Figur des Abends. Schade, daß die schöne, blasse, hochstirnige Anna Boleyn Lola Mühlens dadurch auf eine ihres eindrucksvollsten Szenen verrichten mußte, ihrer klaren, von gespannter Jugendlichkeit getragenen Leistung wäre die Abmüdung zu gönnen gewesen.

Der Abend stand im Zeichen eines um die Teilfiguren vorbildlich ausgewogenen Ensembles, in dem jede Kraft in ihrem Rahmen für das Ganze stehen konnte: gibt es ein erstrebenswerteres Ergebnis für die Arbeit eines Regisseurs? Ludwig Emanuel Reinold

## Ein Wiedersehen

Von Ilse Urbach

Als ich das letztmal die kleine Wohnung in der Vorstadtstraße betrat, war es um Abschied zu nehmen: wir hatten uns zusammengefunden, um mit dem Umlauf ein letztes Fest vor dem Ausrücken zu feiern. Inzwischen sind ein paar Monate ins Land gegangen, diesmal komme ich allein, um aus dem verwaisten Zuhause etwas abzurufen, das der Hausherr an die Front geschickt haben will. Es dämmert, als ich die Haustür aufschließe und nun an dem Schlüsselbund für den Korridor stehe. Drinnen ist es dunkel, müde Luft hängt hinter den Jalousien. Den Lichtschalter findet man nicht so leicht, wenn man gewöhnt ist, in erleuchteten Räumen zu treten. Unheimlich, diese Verlassenheit! Da wir jedoch in einem technisch-geordneten Zeitalter leben, ist es zugehörig, daß die Heizung ist nicht abgestellt. Mit leiser Neugierde steige ich in den kleinen Räumen herum, der winzigen Küche, dem Bad und dem freundlichen Zimmer, das jugendlich alles in einem birgt: Wohn-, Arbeits- und Schlafgehalt. Durch das breite Fenster strömt Vorfrühlingsluft, im Vorgarten schlägt die erste Annela.

„Zeige mir, wie du wohnst, so werde ich dir sagen, wer du bist!“ Diese These eines unbefangenen Architekten hatten wir vor Jahren einen Abend lang diskutiert, wir hatten ihn beschwichtigt, weil wir meinten, er verlange zu konsequent, was nicht allen Leuten möglich sei: sich so einzurichten, wie sie es sich wünschen. An diesem Abend wurde mir erst richtig klar, was er damals vertrat. Nicht auf die Qualität kommt es an, nicht einmal auf die Form, die Farben, wie Möbel und Hausrat zueinander stehen, aber auf das Temperament, das dahinter steckt. Klarer als aus langen Gesprächen tauchte aus den toten, mit einemmal lebendigen Gegenständen die Persönlichkeit des Mannes auf, der sie zusammengetragen, sie zu Hausegenossen erwählt hatte.

Wie könnte es anders sein, als daß ich zunächst die offenkundigsten Verbündeten befragte, die Bücher: in langen bunten Reihen stehen sie auf den Borden, dem Eckbrett über der Couch. Die Titel ihrer breiten Rücken weisen nach allen Ziegeln der Erde, meist sind es Flugberichte, Erlebnisberichte aus dem Aether, die auf die langen Studien des Kriegsfeldbesizers weisen. Geschichtsblätter mit goldenen Lettern, gute Romane jüngster Datum, ganze Reihen Lyrik, Übersetzungen, fast alles, was Ringelsteins geschrieben hat — Humor und Weltweite mischen sich bei ihm und dem, der es liebt und liest. Dazu passen die Fotografien-Leisten von Autobahnen — Bögen im Bau, Viadukte, lange helle Bänder, Betonbrücken —, wie auch die witzigen Zeichnungen eines Karikaturisten, die in einer Ecke hängen, und die exakte Kohleskizze aus einer Werkhalle.

Aber alles das verliert an Bedeutung gegenüber dem Bilde des Mannes, das mit seinem leuchtenden Blau, braunem Gesicht und dem bizzar-bunten Wesen, die darauf ruhen, wie eine jubelnde Fanfare die Stille unterbricht: die Kähne am Mittelmeer von Van Gogh. Wie sie daliegen, lässig und lustig zugleich, strömt aus ihnen zugleich so viel heitere Gelassenheit, daß, wer sie liebt, nicht nur die Ferne ersieht, vielmehr das Verweilen schätzen mag. Und weiter wandert der Blick zu dem tiefblauen Wandbehang, auf den ein Künstler unserer Tage die Treppendächer, Windmühlen und Kamine niederländischer Häfen druckte, Schornsteine ragen davor, Möwen schwirren über den graubraunen Grund. Geruchsam hängt das belebte Leinen über dem niedrigen Tisch, der mit Zeitungen und Zeitschriften gepackt ist. Ein Wust von Druckschriften bedeckt auch den Schreibtisch, türmt sich um Telefon, Schreibzeug und die stehengebliebene Uhr. Auf der niedrigen Truhe das Radiogerät, ich habe keine Lust, es anzustellen, würde es doch das Gespräch unterbrechen, das ich mit dem Ringum, mit der Mandoline neben dem Teewagen, mit dem braunweißgewebten Teppich aus Tripolis, mit der runden gelben Lampe, die wie eine Matrone alles beschützt, und mit dem alten eichenen Schrank halte. Wie zufällig bekronen bunte Bauernkrüge die schwarzen Borden, doch wurde nicht aus allem scheinbar Zufälligen ein klarer Spiegel dessen, der hier lebte, gelassen und unruhig zugleich?

In der Tondose liegen ein paar Zigaretten, die Flasche mit dem Kognakrest schien auf mich zu warten. Der Gastgeber, einer der gastlichsten, die ich kenne, hat sogar ein paar Kaffeebohnen aufgespart. Knäckebrot steht im winzigen Küchenspind, ein Marmeladenglas hielt sich im Essschrank frisch. Ich feiere ein einsames Wiedersehen mit dem Entfernten, näher ist mir sein Wesen gerückt an diesem stillen Abend, da ich im tiefen Sessel sitze, ohne sein Gegenüber, nur mit einem Schreibstock auf den Knien, er soll wissen, wie gut ich mich mit ihm unterhalten habe.

## KULTURNACHRICHTEN

Johann Bojer, der durch Übersetzungen auch in Deutschland bekanntgewordene norwegische Romanschriftsteller, wurde siebzig Jahre alt.

Heinrich Zerkowen, der in Dresden-Blasewitz lebende, aus dem Rheinland stammende Epiker, wurde 50 Jahre alt.

An das deutsche Theater in den Niederlanden wurde als Leiter der Operette Oberspielleiter Paul Hellmuth Schüller-München, als Leiter des Schauspiels Dr. Hannes Razendüddorf verpflichtet.

Otto Ernst Hesses Beaumarchais-Komödie „Tolle Jahre und ein toller Tag“ wird von den Preussischen Staatsschauspielen uraufgeführt.

„Christine Burgstaller“, ein nach einem Roman von Ines Widmann von Max Weiser verfilmtes Schauspiel, wird in Braunschweig uraufgeführt.

Prof. Dr. Eduard Scheidemantel, der im den Weimarer Kulturkreis verdiente Förderer, wurde 80 Jahre alt.

Zum Präsidenten der Bayerischen Verwaltung der Staatlichen Schlösser, Gärten und

Seen wurde Ministerialrat Franz Dehler ernannt.

Das Städtische Museum für Völkerkunde in Leipzig hat seine Abteilung „Südsee — Indonesien“ wieder eröffnet.

## Hochschulnachrichten

An der Breslauer Technischen Hochschule wurde ein Institut für chemische Technologie synthetischer Fasern gegründet.

In Berlin wurde ein Institut für Kariesforschung gegründet.

Auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre an der Nürnberger Hohenberg-Hochschule wurde Prof. Dr. Erich Schäfer-Lampke berufen.

Prof. Dr. Hans Karlinger, Kunstgeschichtslehrer an der T. H. München, wurde 60 Jahre alt.

Der Jenaer Philosoph Prof. Dr. Bruno Bauch ist 65jährig gestorben.

Der junge pomersche Vorgeschichtsforscher Dr. Heinz Gau ist in den Kämpfen an der Ostfront gefallen.



Will Quadflieg als Chivago und Claus Clausen als Carlos in der eindrucksvollen Neuinszenierung des Goethe-Dramas, das das Schiller-Theater der Reichshauptstadt herausbrachte. (Ausz. Willich)



# SCHICKSALKRÄFTE IN DER FINNISCHEN KUNST

VON GÜNTHER THAER

Jahrhundertlang war der Boden Finnlands Schauplatz der großen Auseinandersetzungen zwischen Germanen und Slawen, ohne daß die Eigenart dieses Volkes untergegangen wäre. Und wenn schon dieser Beweis volkischer Substanz unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte, so ist es mehr noch die Tatsache, daß wir hier eine Kultur von nordischer Ursprünglichkeit und bäuerlicher Festigkeit vor uns sehen, wie sie im übrigen Europa kaum noch anzutreffen ist. — Die Ursachen dieser volkischen und kulturellen „Bewahrtheit“ im einzelnen zu untersuchen, fehlt es hier an Raum; aber das eine ist sicher: daß wir im Spiegel der finnischen Kunst Sinn und Weg seines werdenden Vol-

in der heilen Durchsichtigkeit oder schweremütigen Verträumtheit der Landschaft überall entgegengetreten. Und in jener Epoche, in der sich die kontinentalen Kunst in Spekulative, rein gedanklich Artistische zu verlieren beginnt, schützt dieser tiefe Wirklichkeitssinn den finnischen Künstler vor dem Abgleiten. Es ist überhaupt ein charakteristischer Zug für die wurzelfeste Art dieses Künstlertums, daß der einzelne sich mit seinem Schaffen nicht schulmäßig einordnen läßt und daß uns nirgendwo geschlossene Gruppen entgegenreten. Dagegen spürt man sehr stark, wie sich jeder nach Maßgabe seiner künstlerischen Kraft mit den Problemen von Farbe und Form auseinandersetzt. Oft geht seine Entwicklung durch die verschiedensten Schulaufstellungen hindurch, bis er dann den eigenen, seiner inneren Anschauung gemäßen Ausdruck gefunden hat, der im weiteren Sinne wiederum volkisch ist.

Die erste Berührung mit der deutschen Malerei können wir in den Landschaftsbildern von Werner Holmberg und Fanny Churberg feststellen, die — völlig im Geiste der Düsseldorfer Schule aufgefaßt — voll feiner Stimmung und Verhaltenseinheit der Farbe sind, aber noch verhältnismäßig wenig von nationaler Eigenart verraten. — Dann aber kommt die Wendung. Das Interesse der finnischen Kunst richtet sich nach Paris, geht zu Courbet und Cézanne, und nun ist es offensichtlich der stärkere russische Gegensatz gegenüber dem romanischen Temperament, der sie zu innerer Selbständigkeit entwickelt. — Fast gleichzeitig erscheinen die drei ersten großen Maler, die als Antriebskräfte auch den weiteren Weg bestimmen. Es sind: Eero Järnefelt mit seinen innerlich empfundenen Landschaften und den ausdrucksstarken Porträts, die ihn mit in die vorderste Reihe aller großen Porträtisten stellen. Dann Albert Edelfelt mit seinen Szenen aus dem Bauernleben, der als Künstler vielleicht nicht von gleichem Range ist, dafür als erster dem finnischen Künstlertum eine sozial geschätzte Stellung im Lande erkämpfte. Und schließlich Akseli Gallén-Kallala, dieser Maler, der aus den tiefen Einsiedelwäldern Kareliens kommt und in

seinem Schaffen die ganze schwermütige Leidenschaftlichkeit des finnischen Menschen offenbart. Als Gestalter mythologischer Stoffe aus dem „Kalevala“ führt er das Volk in die eigene Sagenwelt zurück und erschließt ihm den Sinn für die unerschöpflichen Werte, die darin ruhen. Zugleich aber findet in ihm, dem Bauernsohn, der „l'art-pour-l'art“-Gedanke, der sich von Paris her auszubreiten beginnt, seinen erbittertesten Gegner.

Dieser gesunde Instinkt bewährt sich auch in der folgenden Generation, die um die Jahrhundertwende mit den Problemen der Farbe und der Freilichtmalerei zu ringen beginnt. Pekka Halonen, der in Paris in den Bannkreis Gauguins und seiner glühenden Farben gerät, findet in die durchsichtig helle Atmosphäre seiner finnischen Heimat zurück und enthüllt uns den Zauber der Binnenseelandschaft. Helene Schjerfbeck aber, die ein pessimistischer Lebenszug mehr an Paul de Chavannes bindet, ist stark genug in dieser dunkelfarbenen Stilisierung ihrer Figuren gleichfalls den eigenen nordischen Stil zu entwickeln. Und als dritter schließlich wäre Magnus Enckell zu nennen, der unbeeinträchtigt durch die neuen Dogmen und Theorien hindurch geht und auf diesem Wege von einer puritanisch strengen Farbe allmählich zu einer wundervoll gereiften und gedämpften Tongebung kommt, die ihren Ursprung nur im wechselnden Lichtspiel über der heimatischen Landschaft haben kann.

Dann aber beginnt ein neuer Abschnitt in der Entwicklung. Mit Ausbruch des Weltkrieges reißt die Verbindung zur kontinental-europäischen Kunst jäh ab, und zu dieser Isolierung tritt als weiteres und entscheidendes Moment der seelische Druck, der sich über das ganze Volk legt, das nun den Kampf um seine nationale Befreiung vorbereitet. So wird auch der malerische Ausdruck dieser Zeit härter, leidenschaftlicher und düsterer. Wohl nirgendwo anders treten uns die Züge des finnischen Menschen so klar und eindeutig entgegen wie in den Bildern eines Sallinen, Marcus Collin oder in der heiligen, feineren Art von Alvar Cawén. Sallinen Bauerngestalten sind von harter, brutaler Kraft und von einem leiden-



Das „Schwanenpaar“ von Martynen. Die zweieinhalb Meter hohe Bronzeplastik in Tampere atmet den Geist der finnischen Weite.



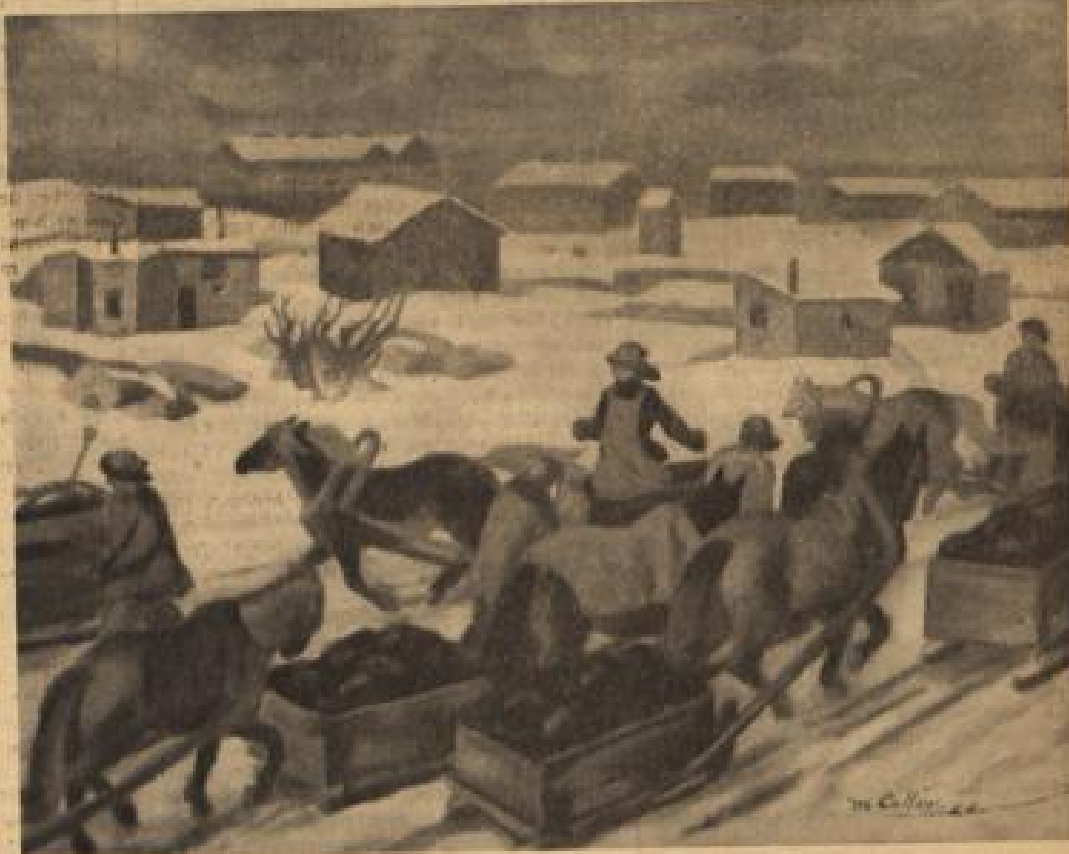
Der junge Sybelius. In diesem Porträt bringt A. Gallén-Kallala die Innerlichkeit des finnischen Menschen zum Ausdruck.

kes Enden. Ein Bild, das uns auf Wege führt, die wir selbst heute suchen. Die finnische Kunst ist jung, gemessen an europäischen Verhältnissen sogar sehr jung, denn soweit es sich um die bildende Kunst handelt, von denen hier die Rede sein soll, gewinnt sie erst in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine selbständige Bedeutung. Begründet ist dies dadurch, daß es in diesem armen, kargen Lande an reichen Klöstern und prunkliebenden Fürsten fehlte, die einem freischaffenden Künstler hätten Lebensmöglichkeit geben können. So mußte der Anstoß also von anderer Seite kommen. Und er kam — in der Stunde des nationalen Erwachens! Als sich unter dem Druck russischer Fremdherrschaft die Kräfte der Nation zu regen begannen, als Johan W. Snellman die politische Opposition schuf und Elias Lönnrot das große Volksepos „Kalevala“ in seiner erstmaligen Fassung herausbrachte, da brach sich plötzlich der schöpferische Wille des Volkes auch in den bildenden Künsten Bahn. An dieser Wiege aber standen keine reichen Gönner und Mäzene, sondern die nationale Not, und irgendwo ganz fern darüber stand vielleicht als Stern die Sehnsucht nach nationaler Freiheit.

Wenn man den Weg, der hier beginnt, nun zunächst einmal im ganzen überblickt, um unabhängig von zeitlichen Einflüssen die unsere Haltung dieser Kunst zu erfassen, also das, was ihren Kern ausmacht, so kommt man zu folgendem Bild: Trotz seiner geographisch abgesonderten Lage hat Finnland etwa seit Mitte vorigen Jahrhunderts ständig Impulse vom mitteleuropäischen Kunstleben empfangen, aber immer wieder beobachtet man, wie sich durch alle Strömungen und Tendenzen hindurch sein instinktsicheres, bäuerlich starkes Künstlertum den eigenen Weg gebahnt hat. Einen Weg, der im Lichtspiel nordischer Sommer- und Winterfärbung durch die herbe Unberührtheit und melancholische Weite der heimatischen Natur führt und die Menschen immer wieder zwingt, um die karge Fruchtbarkeit des Bodens zu ringen. Hier liegen Ursprung und Eigenart der finnischen Kunst, die uns unabhängig von Schule und Richtung in den herben, verschlossenen Bauerngestalten und



Links: „Kullervos Racheschwur“. Bestimmend für Gallén-Kallalas Werk ist die Mythologie des Volksepos Kalevala, in der sich das Geheimnis der finnischen Seele und die nationale Not offenbaren.



Marcus Collin ist typisch für die jüngere Entwicklung der finnischen Malerei: In Gegenstand und Darstellung ist sein Bild „Arbeitsfahren“ mitten aus dem Finnland von heute gewachsen.

schafflichen Bekanntheitswillen zu innerer Wahrhaftigkeit erfüllt, seine Landschaften sind schwer und düster, und man fühlt darunter den festigen Erdboden, auf dem das ganze Volk lebt. Marcus Collin wirkt verhörend durch seine farbig weichere Auffassung, aber der abgründige Humor, mit dem er Menschen und Schicksale erfährt, hat die gleiche tragische Note. Eins jedoch ist den Malern aus dieser Zeit allen gemeinsam: die Wirklichkeit ist den Malern aus dieser Zeit allen gemeinsam: die Wirklichkeit ist die Nähe und Echtheit der Probleme! Und vielleicht muß man es als eine glückliche Fügung bezeichnen, daß die Auseinandersetzung der finnischen Kunst mit der Idee des Expressionismus gerade in eine Zeit fiel, in der die ganze Nation von starker seelischer Spannung erfüllt war. So wurde die Gefahr eines spekulativen Leerlaufes und einer frustrierenden Artistik vermieden, wie wir selbst es erleben mußten.

Dieser harten kämpferischen Generation aber folgt nun eine andere, deren Kindheit schon im Schutze des freien, souveränen Landesfluges steht. Das Volk ist zur Nation geworden, der seelische Druck ist gewichen und das Leben weitet sich leicht und zukunftsreich. Dieser Abglanz einer jungen Freiheit ist seit dem Jahre 1918 immer stärker in der finnischen Kunst zu spüren und führt sie in den neuen, gegenwärtigen Entwicklungsabschnitt. An Stelle der schweren, düster verhaltenen Farben tritt ein beuchtend trohes Kolorit, und selbst die Maler der älteren Generation werden von dieser Bewegung mitgerissen. Farbige Probleme treten jetzt in den Vordergrund, ohne jedoch zum Programm zu werden, denn immer stehen im Kern des Schaffens Natur und Menschentum. — Unter diesen jüngeren und jungen Talenten, über die zum Teil noch nichts Abschließendes gesagt werden soll, fallen doch durch starken Persönlichkeitswert Maler wie L. Segerstråle, H. Ericsson oder S. W. Sipilä auf. Segerstråle in der herben, großartigen Komposition seiner allegorischen Bilder; Ericsson durch die farbige Innigkeit der Landschaften, und Sipilä, der als Seeoffizier oft die Waage mit dem Pinsel vertauscht und uns in Bildern von

fast mystischer Sachlichkeit die Atmosphäre der nordischen Stadt enthüllt.

Wenn wir jetzt zum Abschluß die Entwicklung der finnischen Plastik nur kurz streifen, so deshalb, weil sie einerseits die gleiche Linie aufweist, andererseits aber merkwürdigerweise an schöpferischen Kräften weniger reich ist. Ein nationaler Stil entwickelt sich eigentlich erst, als der Granit, der finnische Bodenstein, erschlossen und zur künstlerischen Formung verwandt wird. Unter den Händen von Nyholm und Saxelin entstehen die ersten reifen Werke von ganz bodenständiger Art. Dann aber erscheint in der heutigen Generation ziemlich unvermittelt und wie ein Phänomen der Finne Väinö Aaltonen. Mit ihm erreicht auch die finnische Plastik nahezu sprunghaft eine Höhe und Weltgeltung, die sie in die Front größter Bildhauerkunst einreicht. Und vielleicht erlebt man nirgendwo so stark wie vor seinem kürzlich vollendeten Marmorelief einer weiblichen Gestalt, die die Jugend kränzt, wie sich finnische Kunst, auf festem nationalem Boden ruhend, zu einem klassisch-nordischen Lebensausdruck zu erheben vermag, der völlig zeitlos erscheint. Martynen, der große Tierplastiker, hat die Gestalten des finnischen Urwaldes in den Granit gebannt.

So geht, rückblickend gesehen, der Rhythmus dieses Kunstschaffens im Gleichklang mit der Entwicklung der Nation. Es ist ein Herzschlag in harten, und mit der Feinheit eines Seismographen reagiert die Kunst auf die seelischen Spannungen und Veränderungen im volkischen Leben. Und wir empfinden, daß dies der einzige Weg ist, den sie gehen darf, wenn sie nicht den Lebensanspruch dem Volke gegenüber verlieren will.



Martynens „Eichhalm“ aus schwarzem Granit, dem „Edelstein“ Finnlands.  
Foto (B): Deutscher Verlag Archiv



# HINTERTÜR ZU KANT

Kants Handschriftlicher Nachlaß. Band VII. Gesammelte Schriften, herausgegeben von der Preussischen Akademie der Wissenschaften. (Walter de Gruyter & Co. 525 S., 30 RM.)

Wenn der Hauptweg zu Kant über die Kritik der reinen Vernunft und seine anderen großen Werke führt, dann besteht daneben auch noch ein Seitenweg, eine Hintertür gleichsam, die man jedermann, der nicht allzu herrschaftlich mit eigener fachlich philosophischer Vorbildung auftreten kann, weit angelegentlich empfehlen möchte. Diese Hintertür ist die kleine Schrift „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.“ Die anmutigste Schrift, die Kant geschrieben hat, und so recht ein Mittel, um einen lebendigen, nicht bloß nachgerechneten Begriff von der Heiligkeit, dem Scharfsinn und auch von der schriftstellerischen Eleganz Kants, wenn er eben „nur wollte“, zu erwerben. Mit diesem Büchlein sollte jeder Anfänger die Lektüre Kants beginnen, statt sich ohne gründliche Vorkenntnisse mit den drei großen Kritiken herumzuschlagen.

Der neue Band in der langsam sich abrundenden großen Kantausgabe der Preussischen Akademie öffnet uns nun diese Hintertür noch ein wenig weiter. Er enthält an erster Stelle eine lange Reihe aus dem Nachlaß stammender „Bemerkungen“ zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, in denen sich Kant auf eine die heutigen landläufigen Kantvorstellungen höchst überraschende Weise als einer unserer ausgezeichnetsten Moralisten und Aphoristiker kundtut. Er selber hat allen diesen Bemerkungen keinen gesonderten Veröffentlichungswert zugestanden, er hat nur aus ihnen geschöpft, mit ihrer „Mutterlauge“ gearbeitet, als er die Schrift vom Schönen und Erhabenen zusammenstellte. Nachdem die Philosophie und die allgemeine Literatur inzwischen aber mehr und mehr Neigung und Geschmack am Aphorismus gewonnen haben und über ihre beste sprachliche Gestalt eine ungelöste Krise der Ansichten hereingebrochen ist, hat es vielleicht doppelten Wert, mitanzuhören, in welchem Umfang und mit welcher Meisterschaft die großen Philosophen der Vergangenheit und besonders der auf Prosa und Trockenheit so erpichte Kant doch auch schon die uns heute bezaubernden Formen des kurzen zugeschweiften Gedankens beherrscht haben.

Noch ein anderes kommt hinzu. Kant hat vor Goethe gelebt, in geistiger Hinsicht mehr noch als den Jahren nach, und von ihm nicht mitgezogen wie alle Nachlebenden in der Philosophie ebenso wie in der Dichtung und allgemeinen Literatur. Man sieht daher an ihm deutlich noch als an Lessing, an Klopstock, Herder, Hamann, was Deutschland vor Goethe schon war und wie es auch damals schon eine zentrale Stelle im europäischen Geistesleben eingenommen hat mit Kant und durch Kant natürlich, aber eben doch in der wunderbaren, viel weniger bloß auf den zwei Augen eines Genies ruhenden, beinahe überpersönlichen Gestalt, die wir vielleicht die deutsche Aufklärung nennen können. Kants Weisheit und Wissenschaft erscheint noch weit mehr selbst als die Goethes übertragbar, allgemeingültig, ja sogar erlernbar. Es vermag an die Hand zu nehmen und auf feste, sichere Höhen der Betrachtung zu führen, die nicht morgen durch anderweitige Anregungen und Belehrungen ersetzt, verändert oder „überwunden“ werden können. Das gilt von seiner systematischen Philosophie, es gilt aber eben auch von vielen einfachen Einfällen und Aperçus, die er gehabt und gemacht hat und in denen so ganz anders als etwa bei den Romantikern, bei den französischen Moralisten oder auch bei Nietzsche) zugleich immer der Griff des Systematikers und sein großer Hintergrund an absoluter Wahrheit spürbar bleibt. Ein paar Beispiele aus eben den „Bemerkungen“ mögen das, so gut es mit Beispielen möglich ist, kennzeichnen:

„Die aufgehende Sonne ist ebenso prächtig als die untergehende, aber der Anblick der ersteren schlägt ins Schöne, der letzteren ins Tragische und Erhabene ein. — Die Langeweile ist eine Art von Sehnsucht zu einem idealischen Vergnügen. — Kann wohl etwas verkörpert sein als den Kindern, die kaum in diese Welt treten, gleich von der

andern etwas vorzureden? — Man sei nicht sehr fein, weil dadurch nur kleine Züge bemerkt werden, die großen werden nur dem einlässigen und groben Auge offenbar. — Der natürliche Mensch ist mäßig nicht wegen der künftigen Gesundheit (denn er propäzeiert nichts), sondern wegen des gegenwärtigen Wohlbefindens. — Das Weib setzt der Ungerechtigkeit Tränen, der Mann Zorn entgegen. — Man muß nicht Handlungen aus Gehorsam gegen einen Menschen tun, die man aus inneren Bewegungsgründen tun könnte, und wer Gehorsam fordert, wo innere Bewegungsgründe alles würden getan haben, macht Sklaven.“

Diese wenigen Beispiele könnten ausreichen, um Lust zur Lektüre zu machen, wir wollen aber noch ein Letztes anfügen, um schließlich auch noch die Kühnheit, die man nach gallischen Mustern heute so gern bei Aphoristikern und Moralisten erwartet, schon beim „guten alten Kant“ vorhanden zu sehen, wenn er z. B. schreibt: „Wenn jetzt eine Frau einen zwanzigjährigen Mann heiratet, so nimmt sie sich einen Laufen. Die Ursache ist unter anderem, weil dieser noch die betrügerische Kunst der Weiber nicht hat kennen lernen, besser und angenehmer zu

scheinen als sie sind. Daher macht er einen schlechten Ehemann, weil er immer glaubt, daß er wohl hätte besser wählen können, oder auch weil er wirklich sich vergafft und schlecht gewährt hat. Kennt er dagegen mit mehrerem Alter das Geschlecht und sieht den nützlichen Schein, so kehrt er zur Blaufalt zurück, wobei er nach der Natur gleich anfangs hätte sein können. Daher geht der Weg zur guten Ehe durch die Lieberlichkeit, eine sehr unangenehme Anmerkung vornehmlich weil sie wahr ist.“

Der Band, der von dem durch das „Opus postumum“ Kants bereits rühmlich verdienten Herausgeber Gerhard Lehmann bearbeitet wurde, enthält außer diesen Nachlaßaufzeichnungen einige andere Ergänzungsschriften Kants wie z. B. die erste Einleitung in die Kritik der Urteilskraft, die Preisschrift über die Fortschritte der Metaphysik, Vordenkenentwürfe zur Religionsphilosophie u. a. Er ist ein später Nachlaßband, dessen Inhalt auch manche Fachleute kaum kennen werden, die immer zur Vorderfront Kants hineingekommen sind; er könnte auch manch einem, der noch gar nichts von Kant kennt und weiß, die trefflichste Einführung sein, eine Einführung über hintere Treppen, Abstellhöfe und Gartentüren und doch dann mitten hinein ins Wesen eines großen Geistes und großen deutschen Schriftstellers. Joachim Günther

# BREVIER AUS DER WELT DES FILMS

Rudolf Oertel: „Filmapiege! Ein Brevier aus der Welt des Films. Mit 236 Tafelbildern und 12 Textzeichnungen. (Wohlfarth Verlag, Wien. 408 S., 7,00 RM.)

... So ist dieses Buch weder ein Geschichtswerk geworden, noch eine wissenschaftliche Untersuchung, noch ein dramatischer Lehrgang, es ist auch kein technisches Handbuch. ... Aber es will von allem etwas geben. Es ist eine bunte Plauderei aus der weiten Welt des Films, es ist, wie ich glaube, der erste Versuch, eine Gesamtchau des Phänomens Film zu geben: voll von wechselnden Bildern, abenteuerlich, kaleidoskopartig und bewegt wie der Film selbst, gleichsam ein Film über den Film.“

Das Buch bringt dem auf historische Gründlichkeit eingestellten die Entwicklung „der uralten Sehnsucht der Menschheit, sich selbst ein belebtes Bild der wirklichen Welt der Dinge und der unwirklichen Welt der Träume vorzuführen“, und da Oertel mit den Höhlenbildern beginnt und beim internationalen Film und Tonfilm endet, so ist ihm dieser Versuch geglückt. Es bringt dem technisch Interessierten technische Erklärungen, die auch der Laie versteht; über die chinesischen Schattenspiele, die Laterna magica, das Leinwand, die Fotografie oder das Tonsystem. Es bringt dem Filmromantiker die Erleuchtung über Hollywood und die Filmarbeit im einzelnen. Es erzählt höchst amüsant und voll Achtung und Anerkennung (und das gerade macht das Buch besonders sympathisch) von den Jugendjahren des Films, von den ersten Regisseuren, den ersten Filmstars, der Zeit vor dem Weltkrieg, der italienische und der französische Film noch an der Spitze liefen. Dramatisch geschildert ist der politische Kampf der USA-Filmkonzerne gegen den europäischen, speziell den deutschen Film und die Wandlung seit 1933, da der Staat sich des Programms annahm und den Film zu einem Instrument der Volkserziehung machte. Es nennt Namen, die wir schon fast vergessen hatten, weil sie mit dem Stummfilm dahingingen, und es erweckt Erinnerungen an Erfinden oder an Pioniertaten, wie die der ersten Filmstars, der ersten guten Berg- und Naturfilme, der ersten Wochenschauspielen.

Oertel berichtet von der Arbeit der Produktionsleiter, der Dramaturgen, der Cutter, und wie die Helfer des Films alle heißen, er umreißt ihre Leistungen vom ersten Auftreten einer Idee an bis zum Tage der Premiere. Da der Verfasser selbst Dramaturg einer Filmgesellschaft ist, kennt er diese Arbeit nur zu genau und kann aus seiner Praxis heraus manch lebenswichtiges epöisches Wort, manch wichtigen Hinweis, manche Warnung abgeben, die in ihrer charmanten Unbekümmertheit zugleich lehrreich und erheitend wirken. Wenn auch der Klatsch — dem Autor zum Preise! — fehlt, so wird uns doch manches von den Schau-

spielern erzählt, Tatsachen aus ihrer Arbeit, von ihren Rollen und ihrer Kunst.

Ein weitgespanntes Bildmaterial, Fotos und Zeichnungen, Anmerkungen und Quellangaben zu den Bildtafeln und ein aufschlußreiches Literaturverzeichnis geben dem Ganzen noch mehr die Bedeutung eines Buches, das seinen Wert behalten wird.

Charlotte Till

# Arzt in Wüste und Steppe

Ernst Gminder: Arzt in Wüste und Steppe. Afrikanische Gedanken und Erlebnisse mit 10 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. (Hippokrates-Verlag Margardt & Cie., Stuttgart 1941. 216 S., 6,25 RM.)

Die Ägypter haben ein Sprichwort, in dem es heißt, daß jeder, der einmal vom Wasser des Nils getrunken hat, nach Ägypten zurückkehren wird. Dieser Spruch aber läßt sich auf jeden Europäer ausdehnen, der einmal afrikanische Erde betreten hat, der dort seinen Wirkungskreis durch mehrere Jahre fand und mit den unersöpflich eigenen Gedanken dieses riesigen Erdteils nur einigermaßen vertraut wurde. In besonderem Maße gilt dies für den Forscher, für den Archäologen, den Naturwissenschaftler, vor allem für den Arzt. Ernst Gminder nun hat mehrere Jahre in den ehemaligen deutschen Kolonien und in deren besonders modernen, ausgestatteten deutschen Tropenstationen verbracht. Er hat Togo, Kamerun und schließlich sogar in gefährvollster Zeit vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges Deutsch-Südost-Afrika besucht. Seine Schilderungen und Erlebnisse sind unübertroffen, aber lebensnah und unmittelbar. Ungezungen berichtet er von den Eingeborenen der verschiedenen Gebiete, vom Urwald und der Steppe und weiß in jedem Kapitel seines Buches am stärksten zu fesseln, in denen er von seiner fast täglichen Begegnung mit den schwersten Tropenkrankheiten spricht und stolz darauf hinweist, daß es ausschließlich deutsche Forschungsergebnisse und Heilmethoden ermöglichen, den furchtbaren Krankheiten erfolgreich zu Leibe zu rücken. Unaufdringlich gewinnt der Leser daraus ein Bild, wie stark und unzerstörbar die Leistungen deutscher Kolonialisten noch heute überall nachzuweisen sind. Man wird beim Lesen des Buches sehr nachdenklich, aber auch glücklich im Bewusstsein, daß ein Gewaltmandat von Versailles die Spalten deutscher Kultur und Kolonisation auch in zwei Jahrzehnten nicht zu verwischen vermochte und daß deutsche Menschen, die unter fremder Herrschaft auf dem von ihnen bebauten Boden blieben, Künftiges vorbereitet haben. Es bleibt so das Hauptverdienst Ernst Gminders, durch sein Buch ein Bild von der ungebrochenen Schaffenskraft deutscher Kolonialisten gezeichnet zu haben.

Wolfgang Schneditz

# IM LICHT FRIEDRICHS DES GROSSEN

Ernst Poseck: Alte Ohle, die Geschichte eines Hauses und seiner Bewohner. (Steuben-Verlag Paul G. Esser, Berlin. 579 S., 10,00 RM.)

Der Untertitel dieses Buches verrät in seiner Schlichtheit weniger, als das breit hinströmende, in klarer, ausgeglichener Sprache geschriebene Werk dem Leser gibt. Zwar ranken sich die Geschehnisse zweier Jahrhunderte in drängender Fülle um die Menschen gleichen Namens, überdecken sie zuweilen, um sich dann um Christian Garve, Breslauer berühmten Philosophen, mehr und mehr zu kristallisieren, wie Ernst Poseck das Stammhaus der Familie an der alten Ohle, den „Blauen Hirschen“, mit vielältig schillerndem Leben erfüllt, wie er die Lebenden immer wieder in den gegenbringenden Schatten der geliebten Toten stellt, ist seine bedeutende Kunst.

Der Sillinger Stamm aus obersächsischen und ostfälischem Blut hat viele Großen des Reiches hervorgebracht, Martin Luther, Bach, Händel, Nietzsche und Wagner sind Söhne dieser wehrhaften Rassenmischung. Aus der dunklen Mystik uralter Blutsbindungen und der leichteren Bindung zu Oesterreich schöpften die schlesischen Menschen die beherrschende Kraft und die Unbeirrbarkeit des Glaubens, der ihrem lebendigen Wirken die Festigkeit des Handelns und ihrem Sterben den Sinn gab. Wenn auch vormalig im schlesischen Land eine etwas dumpfe Frömmigkeit Menschen und Dinge beherrschte, so klärte sich dies in der kühleren Luft der Reformations- und dinstere Mystifikationen lösten sich allmählich auf.

Auch bei den Garves, den tragenden Figuren des Buches, geht man diesen verschütteten Spuren nach: hinter einer gewissen Starre birgt sich die Bereitschaft, dem Leben Schach zu bieten. In allen Wirren, in den Zeiten religiöser, politischer und wirtschaftlicher Unruhen, von Kriegen überschattet, zeichnen sie von diesem überkommenen Erbe des Blutes.

Die Vorfahren der Garves wurden anfangs des 16. Jahrhunderts infolge der Religionskriege nach Lissa in Polen verschlagen. Zahl erarbeiteten sie sich ihren Besitz, wurden zu kulturellen Vorposten im fremden Land, doch immer wieder verfolgte sie das Unglück und vernichtete aller Hände Arbeit, zerfiel das bühnen-Menschen Glück und ließ einem fast schon willkommenen Tod leichte Beute. „Wenig Lachen, viel Tränen“ beschwört der Grabstein zu Lissa das Leben des Nikolaus Garve, des Vorfahren. Sie lebten, glaubten und starben ohne Furcht. Doch aus der Härte der Schicksalsfügungen wuchsen die Garve-Kinder, maßvoll vollendend die einen, versagend und frühverbraucht die anderen; sie wuchsen auf in dem beginnenden undurchsichtigen politischen Ränkespiel zwischen Habsburg, Polen und Brandenburg; und die Geschichte ihres Lebens verflochten sich auf menschlich dünnhäutige Art mit den mächtigen Ereignissen. Breslau, das unabhängige Stadtgebilde in Schlesien, auf Privilegien pochend, von Habsburg wohlwollend in seinen vermeintlichen Vorrechten geschont, um den bequemen Nießnutz der Transithandels-gelder der Akzise zu erhalten, wurde die zweite Heimat der aus Lissa von den Polen vertriebenen Garvesöhne.

„Ueberall“ im Lande mehrten sich Unverstand und Verkümpfung, jedes Wachsen der wesentlichen Volkselemente wurde erstickt, bis Friedrich der Große den bequemen Schlehdrian Habsburgs, möglichst ohne große Aufregungen politischer Art im Althergebrachten dahinzudämmern, im raschen Zuhilfenahme vernichtete. Die versteinerten Kräfte lockerten sich unmerklich, es bedurfte nur noch des teils ersehnten, teils gefürchteten brandenburgischen Anzengens, um das sterbensmorsche Gemüde eines fast schon zwischenstaatlichen Gebildes wie Schlesien vollends zum Einsturz zu bringen.

Inmitten von Leid, Tod und Kriegsbrand steht der „Blaue Hirsch“, das Garvesche Stammhaus, an der alten Ohle, und unter seinem Giebeldach gibt es allen denen Obdach, die Familienbindung oder Freundschaft zu einer festen Gemeinschaft zusammenschmiedet. Neue Namen tauchen auf; Namen,

ohne die das deutsche Kulturleben jener Zeit nicht zu denken wäre, Philosophen, Gelehrte, Dichter. Sie alle hinterlassen ihre lebendigen Spuren, die Resonanz des Geistes, die dieses Haus zum Mittelpunkt einer ganzen Epoche machte.

Aus den Ururschauern, die immer noch über die deutschen Lande dahingehen, löst Ernst Poseck das einfache Leben der Anna Katharina Garve: überaus und von einer betäubenden plastischen Deutlichkeit entfaltet sich diese Frau in ihren Briefen an die Söhne stehen die schönsten Mutterworte, die man lesen kann. Auch um ihr reiches Dasein ranken sich Namen von Klang wie Lessing, Gottsched und Riegelsaube, und zwischen den Dsten freudearmer Alltags stehen helle Stunden mit trüblichem Mädchenlebens, lieblichen Abenden in der Schattisli Schiedlagwitz und dem frischen Hauch der Freunde.

Über dem Abrollen der Familiengeschichte der Garves aber wird immer wieder der mächtige preussische Siegeszug sichtbar, der die freundlichen Bilder familiären Geschehens mit dem drohenden Schritt der brandenburger Kürassiere unterbricht, bis das Jahr 1763, endlich den schwererkaufen Frieden bringt.

Und so nimmt man, wenn alles sich entwirrt und man mit einem leisen Lächeln über das Wohlausklingen des Buch „Alte Ohle“ beiseitelegt, etwas sehr Schönes mit in die weiterplanenden Gedanken, was die Trübnis mancher Schicksale lindert und versöhnlich stimmt: das trotz aller Stürme harmonische Gleichmaß und die guten Auskänge.

Das Buch ist aber nicht allein die Geschichte eines Hauses und ihrer Bewohner, es ist mehr. Es ist die Geschichte der deutschen Menschen in Schlesien schlechthin, die mithelfen, den geistigen Umsturz auf eine glückliche Art zu vollenden, und bereit waren, die Bausteine für das kommende Reich zu schieben.

Das Werk ist aus der gründlichsten Kenntnis der Dinge heraus geschrieben; es vermittelt dem Leser auf eine sehr anschauliche Art die vielen kleinen und großen, bekannten und unbekannten Dinge, aus denen die Geschichte eines Landes und einer Nation sich formt, ohne Gefahr zu laufen, allein in nüchternen Daten und geschichtlichen Aufzählungen das Lebendige isoliert in den Schatten zu stellen, oder in einer zu epischen Breite sich zu verlieren.

Hella Maria Vogler

# KINDER REGIEREN

Bruno Wolfgang: Eva und Helene. (Paul Zsolnay Verlag, Wien, 240 S., 4,80 RM.)

Eine komische Sache: der Vater schreibt ein Buch über seine beiden Kinder, und diese verfassen selbst das Vorwort dazu, in dem sie sich wundern, daß der Vater sie so wichtig nimmt, da sie doch Kinder seien wie alle anderen; wahrscheinlich tue er es nur, um die Hermine Pitrelberger zu ärgern, ihre Todfeindin, die sie verpödet. Und dann beginnt das Buch: Schauplatz ein kleiner Ort bei Wien.

Es ist wirklich, wie die Kinder sagen, der Leser wird auch nichts Besonderliches an ihnen finden, nur daß es ihm manchmal zu viel wird wie den guten Eltern und er mit dreinschlagen möchte, wenn aus allzuviel Temperament allzuviel Unfug entsteht, und noch dazu in einem so kargen Haushalt, denn der Papa ist pensioniert und schreibt, aber gänzlich ohne Erfolg. Er eignet sich viel besser zum Spielkameraden als zum Schriftsteller, geschweige denn zum Vater. Und damit er sich einmal aus und donnert wie Zeus: „Ihr wart eben schlimmer“, so antworten die beiden: „Dafür sind wir doch kleine Kinder.“

Dies die Einstellung, gegen die sich künstlerisch und psychologisch mancherlei einwenden ließe. Das Talent zum Erzählen bleibe dagegen unbestritten. Es ist für Verlage vermutlich nicht leicht, wirkliche Kinderromane zu finden. Gerade dem Zsolnay-Verlag ist das einmal gelungen, es waren die „Spiele am Abgrund“ von der italienischen Dichterin Paola Masino, aber das ist schon sechs Jahre her.

Will Grohmann

BLAUPUNKT  
Radio

Soennecken  
Ordner  
Der gute Hebel-Ordner!

Auf die Marke achten!  
„Hebelordner“ und „Aushebelordner“ sind solche Bezeichnungen. Trifft der Name Soennecken hinzu, dann bürgt das für eine gute, den Verbraucher immer wieder betriebligende Ausführung. Unter der Marke Soennecken sind eine ganze Reihe verschiedener Ordner im Handel. Der Name Soennecken wird damit zum Merkmal für gute Ordner überhaupt — gleich welcher technischen Ausführung.

Racke  
1855  
Das Zeichen der Güte!

Edel · Hochedel  
Auslese · Kabinettbrand  
Weinbrände

Heute selten, aber immer gut!

A. Racke, Weinbrennerei und Likörfabrik, Bingen/Rh. gegründet 1855

KRAFT  
VELVETA

Mit Recht ist Kraft's  
VELVETA ein toller  
Erzeugnis aus besten Vollmilch,  
die es gibt,  
Schmelzt er perfekt  
— leicht und butterartig  
Er ist ein Lebensmittel  
ganz neu — ist gut!

KRAFT  
VELVETA



Mehr als ein Jahrzehnt nach dem großen Kriege, da man langsam wieder mit dem Aufbau einer deutschen Seemacht begann, meldete sich unter anderen ein junger Mensch zum Militärdienst, der in jeder Hinsicht vornehmlich schien zum Seemann und Offizier.

Mit wenigen weiteren wurde er angenommen und erhielt, nach vollendeter Ausbildung ein Kommando auf einem Schulschiff. Diese Aufgabe beglückte ihn in besonderem Maße, denn sie kam wie keine andere seinem Wesen zurecht, der Genuß, jungen Menschen verwandter Gesinnung nahe sein und mitteilen zu dürfen, was ihm das Höchste, was ihm zutrafen konnte.

Sein Glück war um so vollkommener, als er kurze Zeit zuvor sich mit einem Mädchen verlobt hatte, das die schönste Ergänzung zu ihm bildete. Es war so, daß jeder, der diesen beiden nahe kam, sie auch nur flüchtig ansah, ergriffen war von ihrer lebendigen Schönheit und der frohen, beherrschenden Kraft, die ihnen eigen war.

Es wurde festgesetzt, daß die Hochzeit nach einer mehrmonatigen Auslandsreise des jungen Offiziers stattfinden sollte, und die Liebenden trennten sich in dem Gefühl ihrer sicheren Verbundenheit, ohne den kleinen Abschiedsschmerz unruhiger Herzen.

Um so unfählicher war es allen und zuletzt dem Mädchen selbst, als wenige Tage nach der Ausfahrt — das Schiff war noch kaum aus den deutschen Gewässern — die Nachricht von einem schweren und ungewöhnlichen Unglück eintraf, das den Verlust eines Schiffes und den Tod fast der gesamten Besatzung verursachte. Weit hinaus über den Kreis der Betroffenen stand das Volk erschüttert, mehr noch als je, denn gerade dieses Schiff voll junger, schöner und zukunftsreicher Menschen schien so sehr ein Symbol des Lebens selbst, daß man sein Untergehen nicht zu erdenken vermochte. Als die Bräut, zunächst einmal ungläubig, dennoch die Wahrheit erkennen mußte, gab es für sie seltensamerweise auch nicht mehr die geringste Hoffnung, daß der Geliebte sich vielleicht unter den wenigen Geretteten befinden möchte. Als endlich alle Namen — die der Verlorenen und der Überlebenden — bekannt geworden, war sie zwar nicht in einer geheimen Erwartung enttäuscht, aber ihre stille Fassungslosigkeit schlug nun plötzlich um in eine wilde und unberechenbare Anklage, vor der die Freunde erschrocken, in solches Verhalten dem Mädchen immer fremd gewesen war. Sie hatte oft mit dem Verlorenen davon gesprochen, und es war ihr auch nach Wesen und Erziehung ein Selbstverständliches, daß sie als Soldatenfrau mehr als eine andere auf vertrautem Fuß zu leben hätte mit Trennung und Tod, und sie hätte den Verlust von Schiff und Mann in der Schlacht so ertragen, wie es ihr gemäß war. Nun aber stand sie vor einem Geschehen, das ihr sinnlos erschien, und dem sie sich mit all ihrer Lebenskraft widersetzte. Dies war wohl kaum ein anderes, als es die Mutter der Geliebten empfand, aber in dem Mädchen wuchs es übermächtig, denn die Erfüllung ihres Brautversprechens schien von diesem Schicksal zerstört. Sie kannte die See gut genug, um sich immer wieder das Bild der unheimlich und plötzlich sich ballenden Wolke vor Augen zu stellen, der jene aller Erwartung und Berechnung unzugängliche B6 entsetzt war, die den Untergang verursacht hatte. Niemals wäre ihr der Gedanke an irgendein menschliches, schuldhaft-unschuldiges Versagen gekommen, denn so tief war sie den übermächtigen, wunderbaren und grauenhaften Kräften der Natur vertraut, um von ihrer Alleinherrschaft zu wissen. Aber dennoch, oder vielleicht gerade weil sie die Kraft einer starken Menschenseele gegen die der Natur ins Spiel zu werfen hatte, widersetzte sie sich jeder Beherrschung und Überwindung. Sie begann die Welt zu hassen, die sie umgab; die weiten, grünen Ebenen, denen sich der Strom einschmeigte, die Sandflächen und Dünen, die zu ihm gehörten, die wechselnde Unendlichkeit der See und über allem das ewig bewegte Himmel, dessen Wolken ihren Schmerz und ihre Unruhe bis zum Anrühren steigerten. Der Entschluß, die Heimat zu verlassen und in der Ferne ein armliches Vergessen zu suchen, wurde immer fester in ihr. Sie verschloß sich allem Zureden, machte einiges Vermögen frei, das ihr zukam, und verließ Deutschland.

Das Mädchen vermochte nicht zu Schiff seine Wanderung zu beginnen, und auch von den Strömen wandte sie sich, so oft es anging. Zunächst war sie mit den großen Zügen gefahren und hatte die Stätten der

# DIE FLUCHT

ERZÄHLUNG VON RUTH WESTERMANN

banten Welt aufgesucht. Aufmerksam sah sie Menschen und Dinge, aber es war, als sei es nicht sie selbst, die hier leiste, sondern ein anderes Wesen, klaren Verstandes und kluger Beobachtung, aber ohne eine hingebende Seele. Allmählich vermied sie die begangenen Straßen und suchte abseits liegende Städte und Täler. Endlich wurde sie auch der steten Bewegung müde, und da sie zum ersten Male den Wunsch auszuweichen, und da ihr Himmel und Landschaft angemessen schienen, beschloß sie, dort zu wohnen. Sie fand bald ein sehr einfaches, kleines Landhaus, das unbewohnt war und ihr für geringes Geld zur Verfügung gestellt wurde. Und da die Reisende ein stiller Gast war, wenig fragte und sagte, so bemühte man sich bald über die sehr seltene Erscheinung einer einsamen fremden Frau. Die notwendigsten Einrichtungstücke fanden sich noch im Hause, und das Mädchen ging daran, es wohnlich zu machen. Sie eilte damit aber nicht, denn sie ahnte wohl, hier eine lange Zeit haben zu sollen. Das Haus lag vor einer kleinen Stadt auf der Hochebene, deren starkes Gelb und gedämpftes Oliv, bisweilen durchbrochen von den brennenden Farben unzähliger Blumen, vornehmlich aller Art Rosen, gegen einen Himmel von überwältigendem und unwandelbarem Blau stand. Ohne Ende war der Blick, und darüber merkte sie nicht, daß er sich verlor in den vergehenden Umrisen einer ferne Meeresbucht, so daß — von der Schauernden angewandt — Himmel, Erde und Meer in den Kreis ihrer Augen gespannt waren. Von den freundlichen Menschen des Landes erhielt die Fremde, was sie brauchte: einfaches Gerüst aus Ton und Holz, Werkzeug, mit dem sie bald umzugehen lernte, Wolle, um sich Decken und Teppich zu weben, Wein, Früchte und alle Nahrungsmittel. Sie erfuhr, wie man das heile leichte Brot buk, und tat es bald selbst.

Eine sanftere Heiterkeit breitete sich über das Mädchen aus, und es begann auch ohne dringende Notwendigkeit zu den Menschen zu gehen und mit ihnen zu reden. Nach einer Zeit dürftiger Verständigung lernte sie ihre schöne tönende Sprache, und sehr glücklich war sie, als ihr ein kleiner Knabe seine Hirtentöne schenkte und sie es lernte, die einfachen und lieblichen Tönefolgen nachzuspielen, die sie vernahm. Für Stunden vermochte sie nun in dem wilden Garten ihres Hauses zu sitzen, hingebend an die Lieder des Landes. Und zu den Liedern kamen die Spiele der Kinder. Zuerst sah die Fremde ihnen von fern zu, aber die Spielenden schmeichelten sie in ihren Kreis, denn Kind und Tier kamen sichtlich und vertraut zu dem Mädchen. Es kam auch eine Zeit, wo die Kinder sich täglich um sie sammelten und sie selbst neue Spiele und Melodien erfand und Mädchen zu erzählen begann. Aber es war es nicht die Märchen ihrer eigenen Kindheit, sondern sie wuchsen ihr zu aus dem neuen Lande.

Widerstrebend hatte das Mädchen auch, da es nicht gut zu vermeiden war, die Verbindung aufgenommen zu den wenigen Deutschen, die zuletzt als Kaufleute und Ingenieure in der neuen Hafenstadt arbeiteten und ein Leben von schöner Verbundenheit untereinander führten. So gern die Landleute sie nun fester in ihren Kreis gefügt hätten, spürten sie doch, daß das Mädchen allein sein mußte, und schietten diesen Willen. Sie kam nun öfter, niemals aber, wenn sie von einer Veranstaltung der Deutschen fürchten mußte, allzufern an die Welt erinnert zu werden, die sie hinter sich geworfen hatte. So gingen einige Jahre hin; niemand sah mehr eine Fremde in dem Mädchen, und sie selbst glaubte so glücklich zu sein wie noch nie zuvor.

Unter den einheimischen Häusern war es vornehmlich das eines Kaufmanns aus angesehenem altem Geschlecht, wo das Mädchen aus- und einging. Seine Gemahlin freute sich für ihre jungen Töchter über den Umgang mit der Deutschen, deren heitere und kluge Ansätze zu allen sprach. Es ereignete sich, daß der Sohn des Kaufmanns allmählich eine aufrichtige Zuneigung zu dem Gaste empfand und ihr auch gern davon gesprochen hätte. Die beiden jungen Menschen standen gut

und freundlich zueinander, aber das Mädchen hüte sich wohl vor einer neuen Erschütterung ihres Gefühls, und so merkte sie auch nichts von der Wandlung des Freundes. Der junge Kaufmann hatte eine zum Teil deutsche Erziehung genossen und sich auf Reisen Erfahrung und Urteil gewonnen. In seinem Kreis nahm er eine besondere Stellung ein, da die Eltern ein feines Verständnis dafür aufbrachten, daß in dem Sohne sich allüberbrachte Wesen mit dem einer neuen, aufgeschlossenen Zeit vereinigte. Dabei aber waren sie gewiß, ihn niemals seinem eingeborenen Wesen entfremdet zu sehen. Das ungewohnt freie Zusammensein mit einer Frau beurteilten die Alten mit dem gleichen

## IHRE STIMME

Von Helene v. Ledebur

Seine Einsamkeit ist überwunden,  
seit die ferne Stimme zu ihm drang.  
Er erschauet bei ihrem dunklen Klang,  
Sie begleitet nun zu allen Stunden

seinen Weg, und kann er sie nicht hören  
— weil der Aether sie ihm selten bringt —,  
er vermag sie jetzt und beschwingt  
tausendfach sich innig zu beschören.

Aus der Quelle laut im tiefen Walde,  
aus der Wunde Spiel auf Berg und Halde  
sangt sein Herz sich ihren Nachhall ein.

Sie bezwang des Abends hange Leere,  
lockert seines Schwergens starre Schwere,  
läßt ihn heiter und gewollt sein.

liebvolles Vertrauen. Etwas in dem Verhalten des Mädchens riet dem Manne zu doppelter Zärtlichkeit und Zurückhaltung, als er sie ohnedies einem Weibe und noch dazu einer Fremden entgegengebracht hätte. Er holte sie des öfteren mit seinem Wagen ab zu weiten Fahrten und zeigte ihr entferntere Gegenden seiner Heimat. In seiner Begleitung eröffneten sich ihr unermeßliche Herrlichkeiten, sie betrat Klöster, Kirchen und Gärten, die wohl sonst kein fremdes Auge sehen durfte. Selten einmal suchte der Mann sie auf, um eine Stunde in ihrem Garten zu verbringen, und bei der häuslichen Geselligkeit war er ihr in aufmerksamer und fast ehedurcher Ritterlichkeit benachbart. Trotz alledem hatte eine Frau gerade aus solchem Verhalten den Stand der Dinge erkannt, aber das Mädchen lebte so sehr gleichsam in einem neuen Wesen, daß ihr alles fern blieb, was an die eigene tiefste Seele gerührt hätte. Endlich aber entschloß sich der junge Kaufmann zu einem entscheidenden Gespräch und suchte sie gegen Abend eines schönen und milden Frühherbsttages auf.

Er fand das Mädchen vor dem Hause mitten in der letzten Sonne, in einem Kreis vieler Kinder, mit denen sie sang und spielte. Eine Weile sah er von weitem zu und vernahm mit zärtlicher Ergriffenheit die Weisen, wie er selbst sie in seiner Kindheit von den Mädchen gehört und mit den Altersgenossen gespielt hatte und die seither nur flüchtig ihm auf den Lippen der kleinen Schwestern begegnet waren.

Als das Mädchen ihn schließlich gewahrte, wurde es gegen alle sonstige Gewohnheit verwirrt — mochte sie nun den erwachsenen bei ihrem kindlichen Tun scheuen oder eine plötzliche Ahnung über sie kommen —, und kürzer als sonst brach sie das Spiel ab und schickte die Kinder heim. Dann lud sie den Gast zum Vorplatz ihres Hauses und suchte die Fassung wiedergewinnen, indem sie die Wirtin machte, und weißes Brot, hellen roten Wein und tiefschöne Trauben auf einer irdenen Schüssel herbeibrachte und ihm vorsetzte. Sie vermochten nun aber beide kein beginnendes Wort zu finden und griffen still und verlegen nach den Früchten. Dabei geschah es, daß der Mann, ohne es eigentlich zu wollen, ihre Hand berührte und sie nun auch mit festem Entschluß ergriff

und hielt. Indem er ihr voll ins Antlitz sah, fand er seine Sicherheit wieder und bat sie in einfachen Worten, seine Frau zu werden. Er sprach weniger von seinem Gefühl, das ihr aber stark und gut entgegenströmte, als vielmehr davon, daß sie hier eine Heimat gefunden habe, und daß er dies so recht erkenne, als er sie unter den Kindern gesehen habe. Das Mädchen erschrak heftiger, als es sonst wohl bei einer noch so unerwarteten Werbung geschehen mag, denn mit einem Male sprang etwas in ihr auf, das bis dahin gleichsam schlafend in ihr verharrt hatte; der Mann hatte ihr Innerstes angerührt, und sie spürte, wie sehr es noch unverändert und wund war. Gleichzeitig aber und mit fast noch größerem Entsetzen erkannte sie, wie alles zusammenstürzte, worin sie die letzten Jahre gelebt, sie stand sich selbst gegenüber und sah ohne Täuschung in sich hinein. Noch war eine brausende Wirmis in ihr; Traum und Wirkliches standen gegeneinander, und sie suchte vor der Erkenntnis zu fliehen, die sie so überkommen hatte. Es gelang ihr aber, sich unter beherzten Worten zu verbergen, und der Mann verstand, daß sie Zeit zu ruhiger Überlegung brauchte; er ließ sie allein, ohne auf eine Entscheidung zu drängen.

Die nächsten Tage durchlebte das Mädchen in seltsamer Zerrissenheit. Die bittere Klarheit des Vergangenen war ihr ebenso nahe oder fern wie die lässliche Beruhigung und Beglückung, und was sie seither gleichsam als eine Zwiefache dagewesen, so standen sich nun diese beiden gegenüber und suchten Einlaß ineinander. So trieb sie gequält und mit sich ringend dahin, bis ihr eine unerwartete und merkwürdige Hilfe wurde.

Von der deutschen Kolonie wurde sie benachrichtigt, daß ein Hamburger Dampfer, von Ostasien kommend, auf der Heimreise den Hafen anlaufe, um Ladung zu nehmen, und daß die Landleute zu einem kleinen Fest an Bord geladen seien. Eigentlich willens und mehr um einer laihnen Entschuldigung auszuweichen, sagte das Mädchen zu und ritt, wie sie gewohnt war, am festgesetzten Abend hinunter, um sich bei Bekannten umzukleiden und mit ihnen auf das Schiff zu gehen. Als sie es nun vor sich sah, gegen einen Himmel von starken und tiefen Farben, da fiel es ihr plötzlich ein, daß sie seit Jahren solchen Anblick gemeldet hatte und daß dies zu den sonderbaren Ueberfällen gehörte, die ihr Geschick sich in diesen Tagen mit ihr vorgenommen zu haben schien. Aber das sollte nun wohl so sein, und fast mit verwunderter Neugier folgte sie sich. Der Abend bekam jenen einzigen Zauber, den der weiß, der auf fremdem Wasser, im fremden Hafen heimatischen Boden spürt, der gewohnte Handlungen geschehen sieht, so selbstverständlich, wie er selbst sie einmal tat, der wieder Deutsch spricht, auch wenn er schon in der fremden Sprache denken gelernt hatte. Das Mädchen gab sich diesem Neuen hin, halb erstaunt und halb gelöst, bis die Unruhe und Qual sie doch wieder aufschreckte und neuerdings auf Entscheidung drängen ließ. Sie erhob sich, einen Gang über Deck zu machen, und der Schiffszug, welcher ihr Nachbar war, begleitete sie. Obwohl sie gern allein gewesen wäre, mochte sie ihn nicht zurückweisen, und das ruhige und freundliche Gespräch des Abends wurde weitergeführt. Ohne selbst aus sich herausgehen zu müssen, verstand sie dabei, sich erzählen zu lassen und Anteil zu nehmen. Der Arzt hatte von Erlebnissen seiner Reisen berichtet, wie sie eine Tischgesellschaft gern aufnimmt, nun aber mochte die größere Stille ihn auch anfangen lassen von Dingen, die ihn tiefer bewegten, und er sprach von der kommenden Zeit, da er seine Erfahrungen forschend auswerten wolle. Ob er nicht diese schöne und bunte Leben fortsetzen möchte, fragte ihn das Mädchen. Fortsetzen? Ja, das alles sei wohl schön, und was da vor ihnen liege, die weite und sanfte Bucht, umfungen von den strengen Bergen, die nun in einem gewaltigen und kalten Licht lagen, sei wohl das Schönste, was ihm je begegnet sei. Aber fremd sei es alles, und unheimlich. Ob sie, die doch lange schon im Lande sei, denn nie gemerkt habe, wie schmerzhaft grell hier die Farben und die Gedanken nebeneinanderstünden,

wie es keine Übergänge, nichts Verbindendes, nichts geheimnisvoll Bedeutsames gebe? Ja, eigentlich könne er es mit einem sagen: es gebe hier doch keine Wolken, und der unwandelbare Himmel sei so unbarmherzig wie erhaben, und es sei hier keine wahrhaftige Heimat für die Menschen, die unter einem bewegten Himmel ihre Seele empfangen hätten. Das Mädchen strahlte dem Mann an, erschreckt, daß er die Entzückung fortsetzte, und daß nach dem Schiff nun die Wolken wieder in das Bild ihres Herzens Eingang erzwangen. Aber gleichzeitig war ihr, als ob das Tor zu allem Verschütteten weiter aufginge, und als ob sie nackt und allein davorstünde. Sie sprach nichts mehr, und als bald danach die Musik einsetzte und der Arzt sie zum Tanz führen wollte, war sie unbemerkt und ohne Verabschiedung gegangen.

Zwei Tage später — das Schiff war mit Laden fertig und sollte bei Sonnenaufgang den Hafen verlassen — erschien das Mädchen in der Unruhe und Geschäftigkeit der Fahrtvorbereitungen. Sie ließ sich eine der wenigen Fahrgastkabinen geben, die der Dampfer führte, und blieb so unbemerkt und selbstverständlich an Bord, wie sie gegangen war an jenem Abend. Was dem Arzt, der auch kaum erstaunt sein konnte, an ihr auffiel, war nur dies: sie hatte damals ein Gewand von bräunlicher Seide getragen, wie er es noch niemals gesehen, und nun trug sie die einfache und gewohnte Kleidung der Frauen zu Hause.

Das Mädchen sah in die aufgehende Sonne zurück nach der hohen Ebene und den Bergen; ihr Gesicht blieb still und versunken, und sie sprach kaum.

Wenige Tage später kam das Schiff in den ersten Herbststurm, der den nahenden Atlantik ahnen ließ. Der Regen schlug zwar noch warm, aber kieselnd und dicht herab, und das Mädchen ließ sich überströmen, als solle alles nun fortgespült werden, was noch ungelöst war. Sie war in sich selbst zurückgekehrt, aber nun hatten Schmerz und Einsamkeit das Wort. Sie wußte, daß sie diesmal nicht mehr flüchten konnte und bis zum Ende durchkosten mußte, was sie damals fortgeschoben hatte. Mit den anderen Menschen auf dem Schiff lebte sie still und freundlich, vertrauter nur dann und wann im Gespräch mit dem Arzt, der zu begreifen begann, wie er seltsam und ohne zu wollen in ihr Leben eingegriffen hatte. Er erzählte ihr von seinem Heim, von Plänen und Hoffnungen, und insgeheim dachte er auch sie zu befreiendem Aussprechen zu bringen. Wie sie aber vormem alles ängstlich gemeldet, was ihr von Deutschland sagen konnte, so suchte sie es nun, durstig und ohne Ende, nichts so Geringes war, was sie nicht zu wissen begehrte.

Der Arzt und das Mädchen standen ganz vorn am Bug des Dampfers, der immer weiter in den herbstlichen Nordseenebel drang. Seit der Kanal verlassen war, wurde das Grau immer dichter bei wenig Wind und einer langen Dönung. Es war nicht möglich, mehr als nur ahnend zu den Küsten der Niederlande hinüberzublicken, und die Inseln kamen auf und versanken wie ferne Zugvogelkette. Langsam wurde die Fahrt, je näher sie der Mündung des Flusses kamen, in die sie dann glitten, ohne sie zu wissen. Der Mann war mit allen Gedanken auf festlichem Fluge stromauf, er sah die Türme der Stadt den Nebel durchstoßen, er wußte an den Käfen seine lachende Frau stehen, und über allem war Arbeit und wieder Arbeit, Krankensaal und Forschungsraum, und ein Jubel ohne Maß. Fast gewaltsam versuchte er fortzudenken davon, denn ihm war, als müßte etwas überströmen von seinem Gefühl auf den Menschen neben ihm und wehtun in dessen Seele, die einsam war und keinem beglückten Bilde entgegenging.

Seit sie die Nordsee unter sich wußte, zwang sich das Mädchen, klar und schonungslos an alles zu denken, dennstwegen sie ausgefahren war. Sie dachte daran, daß der Tote aufgelöst war in den stummen Flutstrom, der das Schiff und sie selbst drängend hineinstrug in das Loos, daß der Hauch seines Seins sich mischte den Unzähligen, deren Spur sie in der Feuchte der Luft ahnte, die sich unendlich sanft und stark um sie legte.

Der Mann sah, wie das Antlitz des Mädchens mehr und mehr zu leuchten begann und eine klare Kraft von ihm ausging. Er sah ihre Hände sich ausbreiten, als griffen sie nach einem Wunderbaren, und auf einmal wußte er, daß sie sich entgegenstreckten allen den Händen, die hinter dem Nebel warteten und erfaßt und gefüllt sein wollten.



BIRKENWASSER  
ZAHNCREME  
COLIBRI-CREME  
**Dralle**  
Hier beschreibt Haeberlin, Wir bitten  
um Ihr Verständnis.



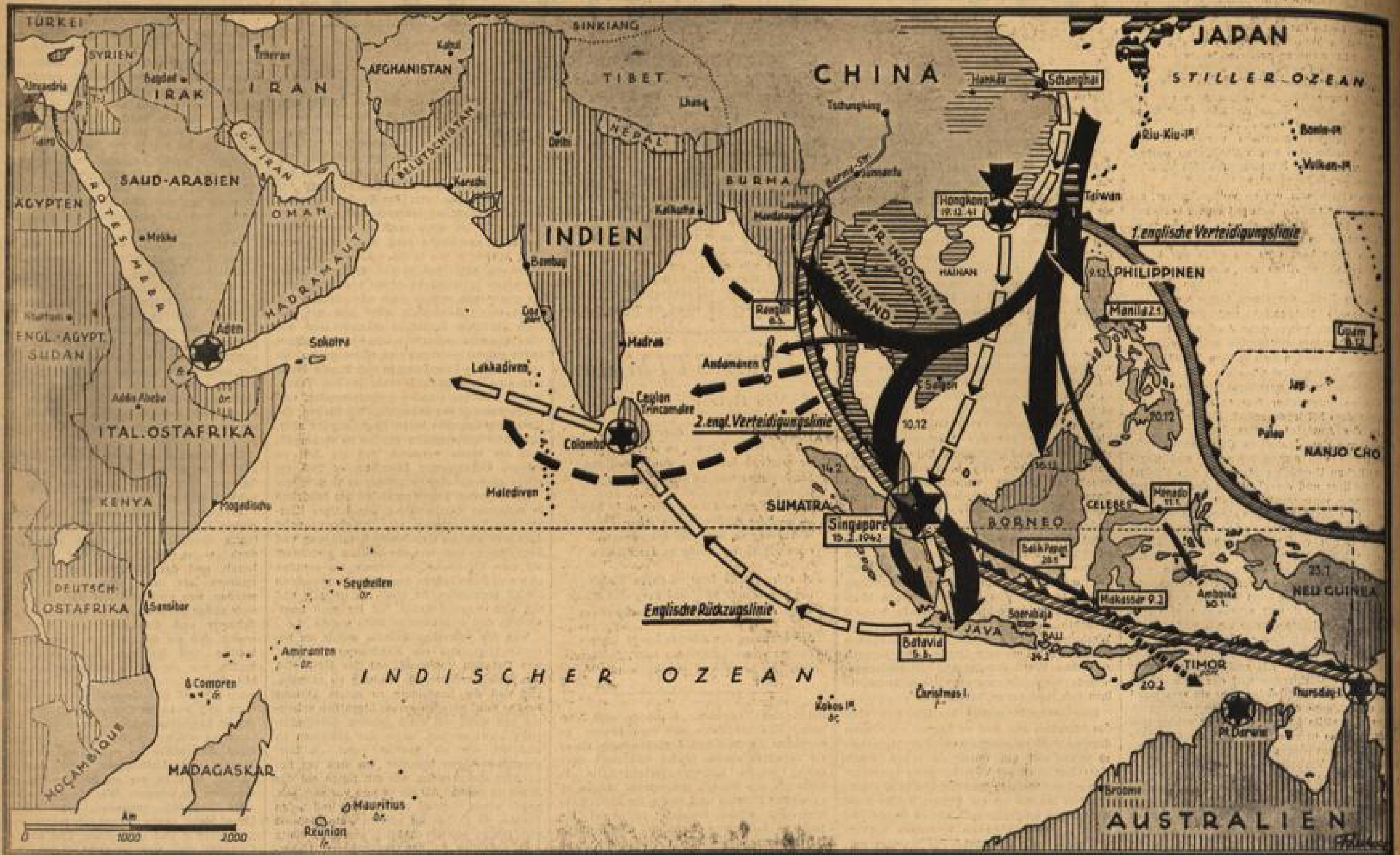
Beethovens Neunte Sinfonie  
auf Electrola-Musikplatten  
Dirigent Karl Böhm  
mit Chor und Orchester der Sächsischen Staatsoper  
Solisten: Margarete Teschemacher · Elisabeth Höngen · Torsten Ralf · Josef Herrmann

Jetzt strahlt er wieder  
der kleine Schelm, denn er ist erfrischt  
und wohl auf durch seinen geliebten  
**DIALON**  
PUDER



Imperial  
Stets zuverlässig.





© Winkler Verlag - Nachbildung verboten

ENGLANDS RUECKZUG AUS OSTASIEN



„Les, de Gaulle — Sie kommen sonst zu spät in die St-Pauls-Kathedrale zur Trauerfeier für die armen Opfer von Paris!“

Am Rande der Weltgeschichte

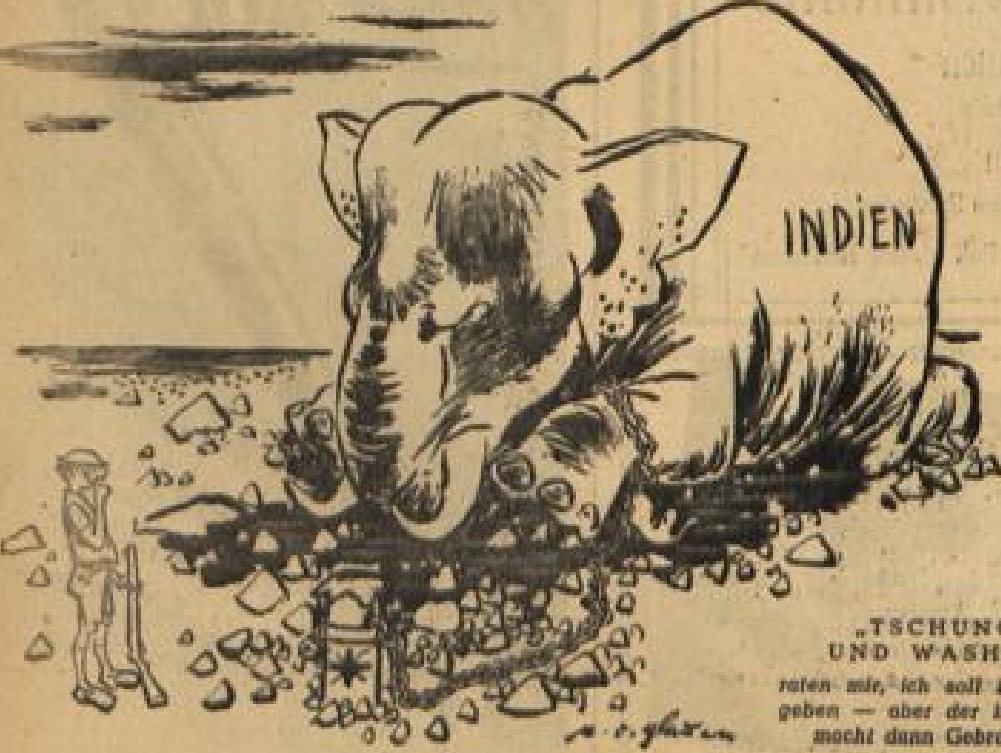


„Und warum man sich nicht für mich vorbereitet hat, fragt niemand!“

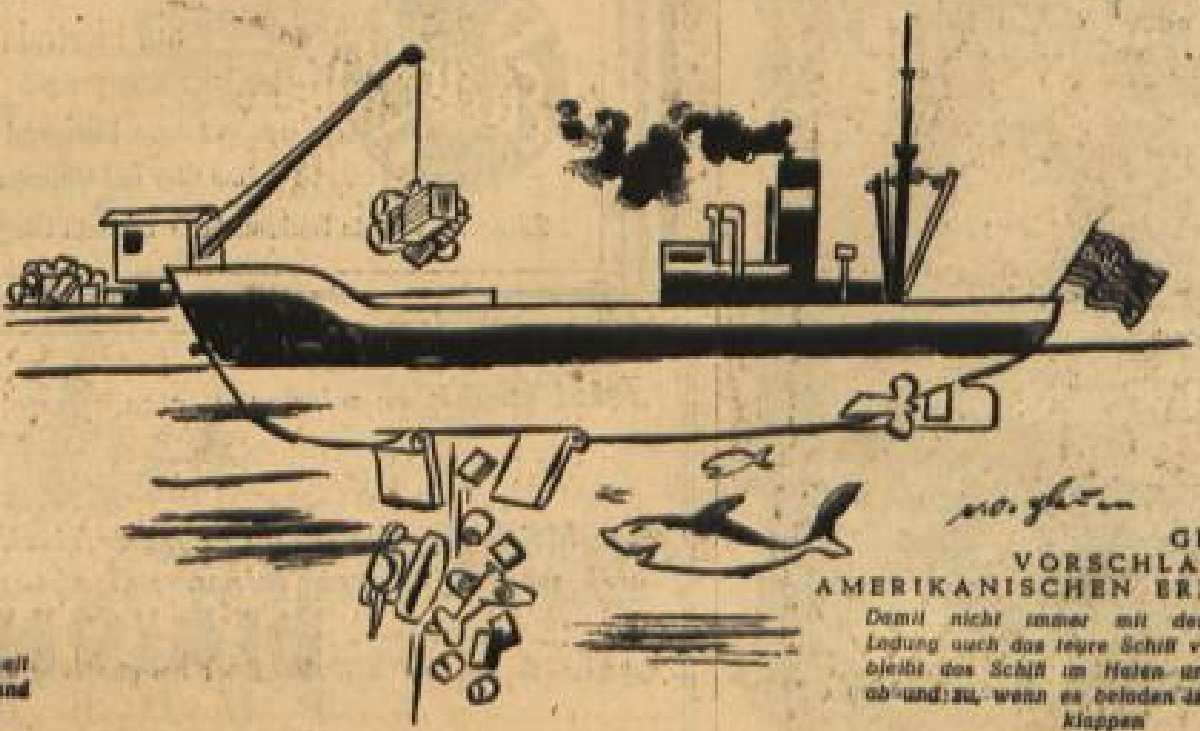
DAS WAR DER ANFANG  
Nikolaus II.: „Georg, Georg — ich glaubte auch Cripps zu haben, doch es war — Kerenski!“



VETERAN IN USA.  
„Sorgt euch nicht um eure Zukunft. Die USA. haben für ihre Veteranen immer noch irgendeine Haussecke übrig gehabt!“



TSCHUNGKING UND WASHINGTON  
raten mir, ich soll ihm die Freiheit geben — aber der ist instand und mocht dann Gebrauch davon!“



GENIALER VORSCHLAG EINES AMERIKANISCHEN ERFINDERS  
Demit nicht immer mit der westlichen Indung auch das teure Schiff versenkt wird, bleibt das Schiff im Hafen und öffnet nur ab und zu, wenn es beladen ist, die Bodenklappen